



X 20: 3934

2я экз.

Russischer Merkur.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

vom

Probste Heideke.

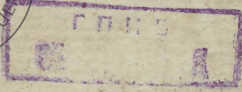
627

Jahrgang 1805

Sechstes Stück.

Riga, 1805,

bey Christian Wilhelm Andreas Müller.



Inhalt des sechsten Stückes.

Briefwechsel zwischen Katharinen II. und dem Grafen Peter Rumänzow Sadunaisky, verdeutschet von Elisabeth Wunge	Seite 305
Bruchstücke über die Dzakowsche Steppe und Odeffa, vom Obersten von Kayser	345
D. Gall's Entdeckungen im Jahr 1804 mit Bemerkungen vom D. Schmitz	361
Briefe über Italien, verdeutschet vom Uffeſſor Löchner. (Beschluß)	376
Gegenstände für Künstler. (Fortsetzung der zweyten Epoche)	431
Das gelehrte Rußland	446
Bertinsky's Geschichte von Kleinrußland	470
Dubrowsky's Museum	474
Toleranz	485



1920:4934

2А ЭКС.

Russischer Merkur.

E i n e Z e i t s c h r i f t

h e r a u s g e g e b e n

TARTU ÜLIKOO
RAAMATUKOGU

v o m

P r o b s t e H e i d e k e .

S e c h s t e s S t ü c k .

. rara temporum felicitas, ubi sentire quae
velis et quae sentias dicere licet.

Tacit. Histor. I. 1.

J a h r g a n g 1 8 0 5 .

R i g a ,

bey Christian Wilhelm Andreas Müller.

1 8 0 5 .



Г П И Б
УЧ. ФОНД

TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

1 225 30 1982

ГОСУДАРСТВЕННАЯ
ИСТОРИЧЕСКАЯ
БИБЛИОТЕКА

(P)



Briefwechsel zwischen Catharinen II. und dem Gra-
fen Peter Rumänzow Sadunaisky, verdeutschet
von Elisabeth Bunge in Kiew.

Rescript an den Fürsten M. M. Schtscherbatow
Verfasser der russischen Geschichte.

Fürst Michael Michailowitsch!

Die hierbey folgenden Briefe dürften für kommende Zeiten
interessant seyn. Lassen Sie getreue Copien davon
nehmen und behalten Sie sie bey sich in Verwahrung.
Die Originale stellen Sie mir wieder zu. Sie werden
Ihnen, wenn Sie sie mit Aufmerksamkeit lesen, eine
Menge wichtiger Dinge aufklären und Ich denke dabey
eben nicht als der schwächere Theil aufzutreten.

Catharina.

(Erhalten den 10 December 1773.)



Graf Rumänzow Sadunaisky an Catharina II.

Allergnädigste Kaiserin!

Indem ich voraussehe, daß mich meine persönlichen Feinde zu einer Zeit auf eine harte Probe stellen, da die mir anvertraute Armee sehr geschwächt ist, erdreiste ich mich, allergnädigste Kaiserin, Ihnen aufs Gewissenhafteste pflichtmäßig alle Hindernisse, die bey dem Beharren eines Uebergangs über die Donau aufstoßen könnten, vor Augen zu legen. Meine ehemaligen Meinungen weichen von den jetzt gemachten Erfahrungen nur darin ab, daß dasjenige, was diesseit des Flusses höchst beschwerlich schien, in der That noch weit unausführbarer ist. Als ich jenseit der Donau stand, waren meine Generale Zeugen, daß ich mir alle nur ersinnliche Mühe gab, weder Hindernisse noch Lebensgefahr scheute, den Allerhöchsten Willen Ihrer Majestät in Erfüllung zu bringen. Ich hatte unter dem Namen einer Armee den Truppen des Bezirks bloß ein kleines Corps von 13000 Mann Infanterie entgegenzustellen und doch ist der Feind geschlagen und zerstreut. Mit einem Worte, nur was menschliche Kräfte nicht bestegen können, ist unversucht geblieben. Durch diesen höchst beschwerlichen Feldzug sind die Truppen außerordentlich entkräftet, die Pferde unbeschreiblich elend und ich kann Ihrer Majestät die mich jetzt drückenden Beschwerden in Rücksicht der defensiven Lage nicht verhehlen, in die ich mit jenem festen Fuß, mit dem ich sie vorher betrat, nicht leicht wieder kommen kann, nachdem ich so tief gesunken bin! Außer diesem nehme ich mir, allergnädigste Kaiserin, noch die

Freiheit, mit dem Geiste eines eifrigen und getreuen Unterthanen Ihnen die Lage des jenseitigen Donauufers nach meiner eigenen Ansicht zu schildern. — Sollen die Kriegsoperationen auf demselben fortgesetzt werden, so muß die Armee nicht nur verdoppelt, sondern verdreyfacht seyn; denn soviel ist erforderlich um dort festen Fuß zu fassen. Widrigenfalls wird es in Rücksicht des breiten im Rücken bleibenden Flusses und der beschwerlichen Passagen, in welchen man von allen Seiten leicht abgeschnitten werden kann und zu deren Bedeckung besondere Corps postirt seyn müssen, (ohne jedoch dadurch dem Offensiv:Agirenden, der durch Wälder und über Berge sich einen neuen Weg bahnen muß, einen Vortheil zu gewähren) unmöglich seyn eine feste Position zu erhalten.

Mein Geist ist schon längst vom Kummer niedergebeugt, daß ich schriftlich mit keinem Merkmale des Allerhöchsten Wohlwollens beehrt werde. Wüßten doch nur meine allerunterthänigsten Briefe zu Ihrer Majestät gelangen. Nicht minder trauert mein Herz auch darüber, daß meine Vermittelung vielen hier Dienenden keinen Nutzen bringt. Dieses eben erschläßt den Eifer meiner Untergebenen und doch finde ich kein anderes Mittel sie anzuspornen. Selbst viele meiner Berichte über die Bedürfnisse und nothwendige Bewaffnung unsrer Macht werden nicht in Erwägung gezogen. Ich fühle und sehe es voraus, daß, wenn man nicht meinen Eifer, der keinem Zweifel unterworfen ist, schmälern kann; so findet man in mir Mangel an Fähigkeiten und indem man mich als einen Menschen vorstellt, der überall auf Hindernisse zu stoßen glaubt, raubt man mir Ihrer Majestät Allerhöchstes Zu-



trauen. Allein, werfen Sie, allergnädigste Kaiserin, nur einen Blick auf den Dienst und Ihren in demselben grau gewordenen Unterthan, der es sich zur vornehmsten Sorge macht, Ihre Befehle mit Treue, Biederstinn und dem regsten Streben nach wahrem Nutzen zu erfüllen. Um den Neid meiner persönlichen Feinde zu befriedigen, wäre ich bereit Alles aufzuopfern, befände ich mich nur nicht in dieser Lage, in welcher mit meinem Schicksale sehr vieles verknüpft ist. Ich bekenne Ihrer Majestät, daß, da ich nicht erst mit gegenwärtigem Kriege meinem Dienst anfangte, ich fünf ganze Jahre eine Abspannung der physischen sowohl als geistigen Kräfte in mir fühle. Ich suche mein Glück in der Erfüllung des Allerhöchsten Willens Ihrer Kaiserlichen Majestät und in dem Wohle meines Vaterlandes, wünschte also gern auf meinen Posten denjenigen zu sehen, der besser, als ich, die Mittel kennt, diesen beyden so theuern Gegenständen genug zu thun. Ich werfe mich zu den Füßen Ihrer Kaiserlichen Majestät und verharre in tiefster Ehrfurcht,

Ihrer Kaiserlichen Majestät,

allerunterthänigster
Graf Peter Rumänzow.

Den 30 Juny 1773,
aus dem Lager bey dem Dorfe
Schigaleja.



Schreiben der Kaiserin.

Graf Peter Alexandrowitsch!

Da Mir die Wohlfahrt des Reichs am Herzen liegt, und Ich nicht weniger als andere die Wiederherstellung des Friedens wünsche, will Ich Ihnen zur Antwort auf Ihren an Mich aus dem Lager beym Dorfe Schigaleja gerichteten Brief vom 30sten Juny offenherzig gestehen, daß die Nachricht von Ihrem Rückzuge über die Donau Mir nicht soviel Vergnügen machte, als das Uebersetzen der Armee über diesen Fluß, wozu Ich Ihnen in Meinem Briefe vom 23sten verwichenen Monats so herzlich Glück wünschte. Meiner Meinung nach wird Ihr Uebergang auf das diesseitige Ufer den Frieden nicht beschleunigen. Ich will übrigens nicht im Geringsten auf die leeren, in ganz Europa sich verbreitenden Gerüchte, die einige Monate lang unsere Ohren umsausen werden, Rücksicht nehmen. Diese müssen, wenn sie unsern Neidern ein gewisses täuschendes Vergnügen verursacht haben, das wir aber unsrer Aufmerksamkeit gar nicht würdigen wollen, von selbst aufhören. Was aber Ihre persönlichen Feinde betrifft, die Sie zu einer Zeit auf eine harte Probe stellen, da die Armee sehr geschwächt ist, und weswegen Sie mir eine umständliche Beschreibung des Uebergangs über die Donau mittheilen, darüber will ich Ihnen, mich in Ihre Lage soviel als möglich versehend, offenherzig sagen, daß diese Ihre Feinde, über die Sie Sich beklagen, Mir nicht bekannt sind, daß ich von solchen zum ersten Male von Ihnen Etwas höre, und außer Ihnen auch von Nie-



manden habe hören können, denn ich verwahre Mein Ohr vor allem Privat-Hader, habe keine Ohrenbläser, liebe keine Zeitungsträger, und die Klatschereyen der Währchensdichter, welche oft, nur um zwischen Leuten Uneinigkeit zu stiften, ihre eigenen Geburten ausbrüten, kann ich durchaus nicht leiden. Diese Art Menschen kennt gewöhnlich außer diesen niederträchtigen Eigenschaften kein anderes Mittel sich Achtung zu erwerben. Solchen Intriguen und Intriguanen bin Ich gewohnt den Zugang zu verwehren, indem Ich ihre Doppelseitigkeit vernichte. Leute hingegen, die sich gegen andere durch ihre Eigenschaften und Verdienste eben so wohl als durch ihren Rang auszeichnen, wie Sie, bin Ich gewohnt nur nach ihren Handlungen und nach ihrem Eifer zu beurtheilen. Ich hoffe also, daß Sie eingedenk der Vergangenheit, in der Sie so viele Beweise Meines Wohlwollens erhielten und nach Maßgabe Ihrer vielfältigen Verdienste um Mich und das Reich, von Meinen gegenwärtigen, wie auch künftigen Gesinnungen urtheilen werden. Nachdem Ich Ihnen nun mit so vieler Offenherzigkeit Meine Meinung über dasjenige, was Sie persönlich trift, gesagt habe, schreite ich zum andern in Ihrem Briefe verührten Gegenstande, nämlich zur lebhaften Schilderung der Lage Ihrer Armee, in der, wie Sie schreiben, unter dem Namen einer Armee, Sie bloß ein kleines Infanterie-Corps von 13000 Mann den Operationen des überlegenen Bezirks entgegen zu stellen haben. Ich muß Ihnen beypflichten, daß Ihre Armee nicht zahlreich ist. Allein in Meinem Gedächtniß bleibt auf immer die Inschrift Meines zur Feyer des Siegs bey Rahul aufgestellten Obeliskens unauslöschlich, des Inhalts, daß



Sie zwar nur mit 17000 unter Gewehr stehenden Soldaten, doch rühmlichst einen ungeheuern Haufen Feinde unter dem Befehle des Bezirs Halil: Bey besiegten, der gegen 150000 Mann anführte. Dieses hat mich noch fester an die einst von den Römern ausgesprochene und durch Erfahrung bewiesene Regel gebunden, daß nicht die Menge, sondern die kluge Leitung des Anführers, verbunden mit Tapferkeit, Ordnung und Kriegsdisciplin den Sieg erkämpft. Ich bedauere sehr, daß Ihr so beschwerlicher Uebergang wie auch der Rückzug über die Donau und der Rückmarsch Ihre tapfern Soldaten ermüdet und die Pferde äußerst entkräftet hat; hoffe aber, daß durch Ihre Mir bewußte Sorgfalt, so wohl die Mannschaft als die Pferde allmählich in ihren vorigen Zustand versetzt seyn werden. Daß Ihre defensive Lage nunmehr gänzlich zerstört ist und Sie selbige nicht leicht wiederherstellen können, dieses kann ich mir leicht denken, denn in Zeit von einem Monat hat sich Ihre Position drey Mal verändert, nämlich Ihre erste Lage diesseit der Donau, Ihr offensiver Uebergang über diesen Fluß und zuletzt Ihr mit der Herstellung einer defensiven Lage verbundener Rückmarsch. Diese gleichsam entscheidenden Zeitpunkte müssen freylich mit nicht geringen Hindernissen und vieler Besorgniß verknüpft gewesen seyn. Da Ich aber Ihre Talente kenne und von Ihrem treuen Eifer überzeugt bin, so zweifle Ich gar nicht, daß Sie selbst in der beschwerlichsten Lage ehrenvoll Sich herauszuziehen Geschicklichkeit genug besitzen werden. — Sie beschreiben Mir das jenseitige Ufer der Donau bey Sillistria als so unbequem zur Fortsetzung der Kriegsoperationen, daß um auf demselben festen Fuß fassen zu können, man



die Armee nicht nur verdoppeln, sondern verdreyfachen müsse. Ich bin von der Richtigkeit dieser Beschreibung vollkommen überzeugt, allein so sehr Ich auch durch empfindliche, dem Feinde in seinem Innersten beygebrachte unheilbare Wunden, das Ende des Kriegs herbeyzuführen wünschte, da Ich keinen ruhmvollen und für Mein Reich vortheilhaften Frieden nach so mannigfaltigen erhaltenen Siegen, durch Unterhandlungen schließen kann: so bin Ich bey alle dem nicht im Stande die Armee zu verdoppeln; vielweniger noch sie zu verdreyfachen. Auch halte ich es dem oben angeführten Grundsatz zu Folge, den ich standhaft beybehalten und befolgen will, für nicht nöthig. Alles, was ich jetzt thun konnte, ist dieses, daß ich durch einen Befehl aus dem in Polen bestehenden Corps zur Verstärkung Ihrer Armee noch einige Regimente habe abschicken lassen, die, wie Ich hoffe, zu rechter Zeit bey Ihnen seyn werden. Denn ich sehe voraus, daß nach Ihren bisher eingelaufenen Berichten der größte Theil des Sommers und folglich auch die gewöhnliche Zeit des gegenwärtigen Feldzugs eher verflossen seyn wird, als Sie im Stande seyn können durch Ihre Operationen aufs Neue den Feind zur Beschleunigung der Friedensunterhandlungen zu nöthigen. So wohl in dieser als in jeder andern Rücksicht binde Ich Ihnen nicht die Hände. Jetzt, so gut als vorher, steht es in Ihrem unbeschränkten Willen dem Feinde Streiche zu versetzen, wie es Ihnen nach dem Maße Ihrer Kräfte der Himmel eingeben wird. Mehr Zutrauen, dünkt ich, könnten Sie von Mir doch nicht erwarten. Damit aber auch Nichts zu Ihrer Befriedigung fehle, und da ich jede Zeile Ihres Briefes beantworten will, habe



Ich befohlen, Erkundigungen einzuziehen, auf welche Forderungen und Briefe Sie eigentlich von Mir mit keiner Resolution versehen sind. Sobald Ich darüber Auskunft erhalte, werde Ich Ihnen unverzüglich Meine Plane darüber mittheilen. Auch will Ich denjenigen Belohnungen ertheilen, die, Ihren Vorstellungen zu Folge, solche verdient haben, damit der Muth Ihrer Untergebenen auch hierdurch befeelt werde, so wie ich gewohnt bin, ihn nie sinken zu lassen. Dies habe Ich wohl, wie es auch Ihnen nicht unbekannt seyn muß, in der That schon hinlänglich bewiesen. Daß aber Ihre Kräfte durch den fünf Jahre langen Krieg so stark abgenommen haben, daß Sie gern auf Ihrem Posten einen andern zu sehen wünschten, der, eben so wie Sie, sein Glück in der Erfüllung Meines Willens und in dem Wohl des Vaterlandes suchen möchte, dieses kann Ich nur herzlich bedauern. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, so lange der Himmel Ihre Körper- und Geisteskräfte zur Leitung der russischen Waffen stärkt, das Reich nicht anders als mit Zuversicht Thaten von Ihnen erwarten wird, die dem Ruhme, den Sie Sich und dem Vaterlande erworben haben, entsprechen müssen. Sollten Sie aber nach allen diesen durch Zufälle, denen man als Mensch unterworfen ist, zum allgemeinen sowohl als zu Meinem Leidwesen, Sich nicht mehr im Stande fühlen Ihre so geschickte Leitung fortzusetzen; so würde Ich in diesem Falle mit der Mir gewöhnlichen Aufmerksamkeit gegen Personen, die sich in ähnlichen Umständen befinden, auch gegen Sie verfahren. Empfangen Sie Meinen herzlichen Glückwunsch zu den jenseit der Donau erfochtenen Siegen; auch wünschte Ich, daß Sie



Ihre Neider jederzeit bloß durch Siege überwinden
möchten!

Die Nachricht von dem Tode des General: Majors
Weißmann hat Mich sehr gerührt. Es schmerzt Mich
ihn verloren zu haben. Uebrigens verbleibe ich

Ihre Wohlaffectionirte
Catharina.

Peterhof den 18ten July

1773.

3.

Schreiben des Grafen Rumänzow Sadunaisky.

Allernädigste Kaiserin!

Ihro Kaiserlichen Majestät Höchst eigenhändiges Schrei-
ben vom 18ten July, durch welches Sie mit der Ihrer gro-
ßen Seele eigenen Art, die Gnade hatten mir zur Auf-
munterung Ihren Schutz und Ihr Höchstes Zutrauen an-
gedeihen zu lassen, hatte ich das Glück ehrfurchtsvoll am
zosten desselben Monats zu empfangen.

Ich fühle mich durch die Worte und die Gnade Ih-
rer Kaiserlichen Majestät ungemein erhoben, allein noch ist
jene Seelenkrankheit nicht geheilt, welche mein Rückzug
über die Donau hervorbrachte, indem ich keine Möglichkeit
fand die bestimmten Operationen weiter vorzunehmen.
Welchen Zeitpunkt wir auch zum Rückzuge gewählt hätten,
so wären wir doch den Verleumdungen unsrer Neider
nicht entgangen, denn aus Mangel an Nahrungsmitteln

konnten wir dort keine feste Position erhalten. Uebrigens muß der Feind selbst gesehen, daß wir auf das diesseitige Ufer nicht durch eine zurückdrängende Macht zum Uebergange gezwungen wurden, sondern als Sieger, nachdem wir ihn drey Mal geschlagen hatten, unsern Rückzug antraten. Aus den Actionen meines ersten Feldzuges ist Ihrer Kaiserlichen Majestät bekannt, daß ich Alles aufbot, um an dem Ufer der Donau festen Fuß zu fassen und so schnell ich auch bis an diesen Fluß vordrang, um die künftigen Operationen nicht immer wieder von demselben Punkte aus anzufangen, so bezog ich hier wider die Erwartungen und Gegenvorstellungen Vieler die Winterquartiere. Auch ist Ihrer Kaiserlichen Majestät nicht unbekannt geblieben, wie oft ich aus diesem festen Standpunkte auf das jenseitige Ufer zum größten Schaden des Feindes meinen Angriff unternahm. — Der Sieg bey Rahul ist in der That mit einer geringen Truppenanzahl erfochten. Dies ist aber, Allergenädigste Kaiserin, nicht das einzige Beyspiel der feindlichen Niederlage durch die mir anvertrauten Waffen. — Im October des Jahres 1771 trug ich einen weit glorreichern Sieg davon. Der Glanz dieser Action kann auf mancherley Art verdunkelt werden, allein die Folge derselben waren doch Friedensvorschlüge, die die Aufhebung der weitem Operation bewirkten. Denn in dieser Schlacht war der Verlust der feindlichen Artillerie so groß, daß die Kanonen, die wir jetzt erbeuten, alle erst im Jahre 1772 gegossen sind. Dies ist ein klarer Beweis, daß wenn der Feind mit uns nach dem Gefühle der ihm zugesügten Schläge und des erlittenen Verlusts Krieg führte, er ihn schon längst beendigt haben müßte. Allein



Seine hartnäckige Abneigung gegen den Frieden wird schlechterdings nicht durch das Vertrauen auf seine Waffen bewirkt, sondern gründet sich auf diejenigen Vermittelungen, die ihn nicht fallen lassen oder den Fallenden zu rechter Zeit emporheben, obgleich sie selbst dem Schwerte der Kämpfenden nicht ausgesetzt sind.

Ich erinnere mich meiner offenherzigen und auf wahre Unterthanentreue sich gründenden Vorstellungen an Ihre Kaiserliche Majestät, wozu ich mich in Rücksicht meines Berufs und des Allerhöchsten Zutrauens verpflichtet und berechtigt hielt: wie wenig auch weder die Zeit noch unsere Macht und die Lage des jenseitigen Ufers, auf welchem wir agiren mußten, den entworfenen Planen entsprachen; rufe mir auch meine ehemaligen, seit meiner Ankunft zu dieser Armee abgestatteten Berichte ins Gedächtniß zurück, in welchen ich Ihnen den zweckwidrigen Zustand, in den unsere Infanterie und Cavallerie versetzt ist, aus einander setzte, daß nämlich erstere kompagnienweise an Mannschaft verstärkt, letztere aber auf einen leichtern Fuß gestellt werden mußte, um dadurch zum Besten des Dienstes und zur Verminderung der jetzigen unnöthigen Ausgaben beizutragen: Außer diesem unterlegte ich Ihrer Kaiserlichen Majestät, daß die späte Rekrutenlieferung die Armee nicht nur nicht verstärkt, sondern ihr sogar lästig wird, weil man zum Unterricht und zur Verpflegung dieses ungeübten Haufens einen Theil der agirenden Mannschaft anwenden muß. Wie wenige derselben, da sie durch einen weiten Marsch entkräftet, ohne nur im Geringsten ausruhen zu können, plötzlich in den schweren Soldatenstand treten müssen, zum Dienst fähig bleiben, davon ist



Die Anzahl der jährlichen Rekrutenaushebung der deutlichste Beweis. Ich sah gleichwohl, daß meine Vorstellungen über alle eben erwähnte Punkte keiner Aufmerksamkeit gewürdigt wurden. Ich bin fest überzeugt, daß Ihre Majestät keiner Verleumdung Gehör geben, und zwar um so mehr dadurch, daß ich einzig und allein durch Ihren mächtigen Schutz mich eine Reihe von fünf Jahren auf einem Posten aufrecht halte, auf welchem meine Vorgänger in unserm sowohl, als in verflossenen Jahrhunderten, jederzeit den giftigen Schlangenbissen des Neides ausgesetzt waren. Mein Eigenthum konnte mir nie Feinde zuziehn, denn seit meiner frühesten Jugend bis jetzt zum späten Alter habe ich kein bequemes Leben geführt. Daß ich aber unglücklicher Weise Feinde habe, ist ausgemacht. Was helfen also meine Ihrer Kaiserlichen Majestät, als einer weisen, tief alle Ursachen und daraus folgenden Wirkungen durchschauenden Monarchin, über alles Nöthige gegebenen Erläuterungen, wenn meine Feinde Gegengründe ersinnen, Nothwendigkeit, Möglichkeit und Füglichkeit ergrübeln und auf dem Papier die reelle Truppenzahl der Armee vergrößern. Dadurch geben sie mir den Anschein eines zur Ueberwindung der Hindernisse entweder unvorbereiteten oder ungeschickten Menschen. Sie stellen durch mancherley Hänke zu Erlangung der Belohnungen, die wahren Krieger nicht nur mit den Nicht-Kriegern in gleiche Anciennetät, sondern auch sogar mit denen in eine Reihe, die unter verschiedenem Vorwande den Dienst offenbar verlassen haben. Unter diesen sind sogar viele, die mich wegen des neuen Etats tadeln, ihre Unzufriedenheit darüber zu erkennen geben und dennoch zu vortheilhaften Stellen gelang



gen, ja sich bey den vorherigen Dienstverrichtungen doppelten Gehalt zueignen. Man hebr aus meinem Commando Leute aus, die mir wahrhaft zugethan sind, die ich als Anführer nicht vermissen kann, und hierdurch eben muß der Eorreiz als vorzüglichster Sporn im Dienste und die Ehrfurcht gegen den Chef in dem Grade sich vermindern, als Unzufriedenheit und Intrigue zunimmt. Mit diesen Umständen waren meine Gedanken beschäftigt, als ich Ihrer Majestät von meinen Feinden Erwähnung that. Ich sagte zugleich, daß, um unsere Operationen auf dem jenseitigen Ufer auszuführen und unsere Eroberungen kräftig zu beschützen, die Armee verdoppelt werden müsse: Unter dem Ausdrucke verdoppeln und verdreyfachen verstand ich keinesweges die Truppenanzahl der Armee, wie sie nach der Liste angegeben wird, sondern wie stark sie an Leuten ist, die den wahren Dienst thun. Denn alle spät, und auch einige kaum heute angekommene Rekruten verstärken die Armee auf keinen Fall. Sie erfordern vielmehr eine beträchtliche Anzahl alter Soldaten zu ihrer Verpflegung und zum Unterrichte. Da nun die Regimente gegen den Feind gebraucht werden, so haben sie keine Zeit die Rekruten weder in den Waffen zu üben, noch sie zu kleiden, und daher bleiben auch ganze Haufen derselben bis auf diesen Tag in ihrer vorigen Form, d. h. in grauen Bauerkütteln.

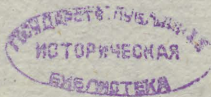
Wöchten Sie doch, Allergnädigste Kaiserin, in allen diesen Zeilen das Geständniß meiner fortdauernden aufrichtigen Gesinnungen erkennen, welches ich als treuer Unterthan mit Bieder Sinn und mit desto größerer Zuversicht vor Ihnen ablege, da ich es vor einer großmüthigen Monarchin



Sin thue, von deren allerhöchstem Wohlwollen ich mich tief durchdrungen fühle!

Schon ist der zweyte Krieg, in dem ich mich nicht weigere mit einer geringern Macht gegen einen überlegnen Feind zu kämpfen. Da ich nur zu gut meine Umstände kannte, so wählte ich meiner Neigung gemäß diesen Stand und ertrug geduldig mein Schicksal, das mich jederzeit mit geringen Mitteln einen zahlreichen Feind zu überwältigen verurtheilte. Die Tapferkeit ersetzt freylich in vielen Fällen die Menge. Dieses könnte man auch als eine unumsstößliche Regel annehmen, wäre diese so seltnen Geistesanlage nur jedem Krieger angeboren. Allein nach meinen eigenen Erfahrungen erwarten Manche unter ihnen eher Alles von der physischen Kraft als von der Seelengröße, und in dem Grade, als sie zu der Erstern ihr völliges Vertrauen fassen, äußern sie offenbar gegen Letztere, wo nicht Furcht, doch Zweifel.

Aus den Relationen und dem hierbey folgenden Tagebuche werden Ihre Majestät ersehen, daß ich alles Mögliche aufbiete, um dem Feinde die empfindlichsten Streiche zu versetzen und seine Hartnäckigkeit zu beugen. Ich beschäftigte mich damit bey dem Rückzuge über die Donau und von dem ersten Tage an richtete ich ein aufmerksames Auge auf seine Lage und auf die Mittel, zu welchen ich, den wahren Zeitpunkt abwartend, schreiten will. Allein der Graf S... steht von seinen Planen nicht ab und glaubt für seine ganze Abtheilung durch offensives Agiren auf dem jenseitigen Ufer nicht die geringsten Vortheile zu erringen. Uebrigens benimmt mir die Entfernung alle Hoffnung für den gegenwärtigen Feldzug, durch Regimens





ter aus dem in Polen stehenden Corps verstärkt zu werden.

In der meinen aufrichtigen Wünschen so unholden Lage und bey der äußersten Erschöpfung meiner Kräfte (da ich auch schon jezt einige Tage das Bett hüten muß) hoffe ich von der hohen Gnade Ihrer Kaiserlichen Majestät, die Sie allen treuen und eifrigen Dienern reichlich angedeihen lassen, daß Sie auch mir es gestatten werden, mich wenigstens unter ein Obdach zurückzuziehen, um die wenigen Ueberreste meiner Lebenskräfte zu retten. Ich war durch äußerst empfindliche und schleunige Abwechselungen der Bitterung, besonders in gegenwärtigem Feldzuge, allen Unfreundlichkeiten der Luft ausgesetzt und meine Gesundheit ist dadurch bis auf den Grund erschüttert. Weil ich aber nie da ausblieb, wo meine Gegenwart dem Dienste Nutzen bringen konnte, so wage ich auch jezt nicht ohne Ihrer Majestät höchste Einwilligung mich von meinem Posten zu entfernen.

Ich werfe mich Ihrer Majestät zu Füßen und verharre in tiefer Ehrfurcht

Ihrer Majestät,

getreuester Unterthan,
Graf Peter Rumänzow.

den 8. August 1773.

Aus dem Lager bey dem Dorfe Mä:
lerga, am Ufer der Salomiza.



Schreiben der Kaiserin.

Graf Peter Alexandrowitsch!

Aus Ihrem Briefe vom 8ten August ersehe Ich eines Theils mit vielem Vergnügen die Gefühle der Freude und Dankbarkeit, die Mein eigenhändiges Schreiben in Ihnen erregt hat, andern Theils aber Ihr fortwährendes Bedauern des Rückzugs über die Donau, welches letztere ich uns ausgekehrt mit Ihnen theile. Ob Sie gleich nicht von einer zurückdrängenden Macht, sondern durch den Mangel an Lebensmitteln zu diesem Schritte gezwungen wurden, so verbreitet sich dennoch schon allenthalben frohlockend die Verleumdung Unseres Feindes und seiner Herolde. Nachdem, von Ihrem ersten Feldzuge an, Ihnen der Ruhm bezumessen ist, daß Sie das diesseitige Ufer der Donau durch Unsere Waffen behauptet, in der Wallachey und Moldau aus dem richtigen Gesichtspunkte Winterquartiere bezogen haben, um nicht alle Jahre einen Feldzug durch verheerte Länder mit einer durch beschwerliche, forcirte Märsche entkräfteten Mannschaft anzufangen, wie auch im Stande zu seyn Angriffe auf das jenseitige Ufer zu unternehmen und dadurch den Feinden empfindliche Streiche zu versetzen: so ist die Welt eben darum nicht weniger berechtigt von Ihnen den zahlreichen Siegen in den Jahren 1770 und 1771 entsprechende Thaten zu erwarten, durch welche letztere Sie den Feind nöthigten, nachdem Sie ihm alles weggenommen hatten und seine jetzigen Kanonen sogar alle im Jahr 1772 gegossen werden mußten,



Friedensvorschläge anzubieten. Von allen diesen erfochtenen Siegen bleibt jeder in meinem Gedächtniß unausschlich. Auch zeugen davon die so reichlich bey jeder Gelegenheit nicht nur den dienenden, zum Besten des Reichs und des Dienstes sich aufopfernden Personen, sondern auch ihren Kindern und ihrer Nachkommenschaft erteilten Belohnungen. Hierin rufe ich Sie zum Zeugen auf. Sie selbst sind davon ein redendes Beyspiel. Ich bin gleicher Meinung mit Ihnen, daß, wenn der Feind nach dem Gefühle der ihm zugesgten harten Schläge und seines erlittenen Verlustes mit uns Krieg führte, er ihn schon längst geendigt haben müßte, daß aber seine hartnäckige Abneigung gegen den Frieden nicht durch das Vertrauen auf seine Waffen bewirkt wird, sondern auf diejenigen Vermittelungen gegründet ist, die seine Hoffnungen nicht sinken lassen, und die den Irrenden nicht zu rechter Zeit mit Rath, sondern durch bloße Vorspiegelungen emporheben. Die grundlosen Hoffnungen dieser Vermittler wird die Schärfe Ihres Schwerts erst dann zu zertrümmern im Stande seyn, wenn alle unsere Friedens-Negotiationen fruchtlos zu seyn scheinen. Ich sehne mich nach dem Frieden, aber alle meine Gedanken sind mit dem Kriege beschäftigt, natürlich, weil ich auf keinem andern Wege meinen Wunsch erfüllt sehen kann.

Ich muß Ihnen offenherzig bekennen, daß ich die Erreichung desselben von Ihnen und von dem gegenwärtigen Feldzuge erwartete, allein durch Ihren Rückzug ist auch diese Hoffnung vereitelt! —

Jetzt denk' ich brechen wir unser Gespräch über das Vergangene ab, um unsre Gedanken auf die künftigen



Sorgen zu richten. Sie schreiben Mir von dem zweckwidrigen Zustande, in welchen jetzt Unsere Infanterie und Cavallerie versetzt ist und von Ihren Vorstellungen, zu Folge welcher erstere kompagnienweise an Mannschaft verstärkt, letztere aber auf einen leichtern Fuß gesetzt werden müsse, um dadurch zum Besten des Dienstes und zur Verminderung der jetzigen unnützen Ausgaben beizutragen. Auch hätten Sie schon unterlegt, daß die späte Rekruten-Lieferung, weit entfernt, die Armee zu verstärken, ihr nur lästig werde. Endlich, sagen Sie, hätte man Ihre Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Empfangen Sie nun zur Antwort auf alle erwähnte Punkte: Ueber die Verstärkung der Infanteriekompagnien war Ich keine vorher eingelaufene Vorstellung zu finden im Stande, auch zweifle Ich an der Möglichkeit solche aufzutreiben. Sobald ich Ihre die Cavallerie betreffende Vorstellung erhielt, gab Ich dem Grafen Tschernutschew Befehl, schriftlich mit Ihnen darüber Rücksprache zu nehmen und sah aus Ihrem Briefwechsel deutlich, daß Sie für schicklicher hielten diese Abänderung erst nach geendigtem Kriege zu treffen. Was die Rekruten-Aushebung und Lieferung anlangt, so ist Ihnen wohl nicht unbekannt, daß eine Reichsverfassung nicht bloß aus dem Militair, sondern auch aus andern Theilen besteht, und daß man, gerade um den wichtigsten, nämlich den Ackerbau nicht zu stören, erst in den Herbstmonaten zur Rekrutirung schreitet. Verwichenes Jahr ward dieselbe unglücklicher Weise durch eine grassirende Epidemie um einige Tage später als gewöhnlich verordnet, damit so viel wie möglich die Entkräftung der Rekruten vermieden würde. Wenn Sie also außer den bisher angewandten Mit-



teln andere entdeckt haben, so bitte Ich Mir dieselben nur gleich mitzutheilen, um Gebrauch davon machen zu können. Hiermit denke Ich Ihnen wohl deutlich genug bewiesen zu haben, daß Ihre Vorstellungen auf keinen Fall verworfen werden. Sie gestehen selbst, daß Ich keiner Verleumdung Gehör gebe, und daß Sie aus eigener Erfahrung davon überzeugt sind, indem Sie Sich fünf Jahre hindurch auf Ihrem Posten aufrecht erhalten: dieses gereicht Mir zur Zufriedenheit, denn Ich erkenne daraus, daß Sie meinen Geradsinn zu schätzen wissen. Auch können Sie versichert seyn, daß Ich den wahren Werth bloß auf die Handlungen sehe, Mich um die Feinde des Einen oder des Andern gar nicht bekümmere und mit ihnen gar nichts zu schaffen habe. Wüßten nur Meine Unternehmungen gut ablaufen! Zu diesen wähle Ich Mir, nach der Mir von Gott verliehenen Gewalt, Leute aus, die Ich, nach Meinem Gewissen vor dem Allerhöchsten und der Ehre, dem Ruhme und dem Vortheile des Reichs gemäß, zu brauchen für gut befinde. Nach dem Verhältnisse Ihrer Verdienste um Mich bestimme Ich Ihnen auch nach Meinem Gutdünken Belohnung und Unterhalt, und hierin nehme Ich abermals Sie und die ganze Armee zu Zeugen. Noch vor kurzem habe Ich vom Ersten bis zum Letzten alle mit einer ansehnlichen Zulage an Gehalt belohnt. Alles Murren und alle Unzufriedenheiten also, die von dieser Seite entstehen könnten, sind ungerecht, verdienen, sie mögen kommen von wem sie wollen, keiner weitern Erwägung und dürfen noch weniger Ihnen in Ihren jetzigen und künftigen Unternehmungen Hindernisse in den Weg legen.



Ueber die für die künftige Campagne vorzunehmenden Operationen verlange Ich Ihre Meinung, um Sie, nach dem Gange der Geschäfte und nach Meinen Einsichten, bey Zeiten mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen versehen zu können. Damit Sie im Stande seyn möchten, Ihr Augenmerk auf die für den Feind schädlichsten Unternehmungen zu richten, habe Ich Befehl ertheilt, Ihre Armee mit 5500 Mann geübter alter Soldaten aus den hiesigen Regimentern zu komplettiren. Da Sie die Ursache des Rückzugs über die Donau dem Mangel an Lebensmitteln zuschreiben, so empfehle Ich Ihnen alle nur mögliche Maßregeln zu ergreifen und Sorge zu tragen für den künftigen Feldzug. Alle in Brailow sowohl, als längs der Donau angelegte Magazine wenigstens auf ein halbes Jahr mit Proviant anzufüllen und das je eher je lieber, sollte auch im April alles schon an Ort und Stelle seyn, damit dieses höchstnothwendige Bedürfniß Ihnen während des Feldzuges gar keine Hindernisse in den Weg lege. Indem Ich Mich gegen Sie in ein solches Detail einlasse, erwiedere Ich bloß Ihre Offenherzigkeit gegen Mich, die Mir auf jeden Fall nie anders als angenehm seyn kann und die Ich zu vermehren jederzeit bemüht bin. Das Ihrer Relation beygefügte Journal habe Ich zwar gelesen, aber in den Operationen des in der Ober-Wallachey befindlichen Corps Nichts gefunden, was zu Meinem Troste gereichen konnte; auch denke Ich, daß dort Nichts Erhebliches ausgeführt werden kann. Ihren kränklichen Zustand, der Sie genöthigt hat, das Bett zu hüten, bedaure Ich äußerst und überlasse es gänzlich Ihrem Gutdünken, wohin sie zum Besten der Geschäfte sowohl Ihrer



Gesundheit wegen, den Umständen und Ihren körperlichen Kräften gemäß, sich nur entfernen wollen. Dadurch, hoffe ich, werden Sie desto eher im Stande seyn Mir zu Meiner Zufriedenheit Ihre Meinung über den künftigen Feldzug mitzutheilen, in welchem Ich die Spur des Muths verbunden mit derjenigen Ausdauer wieder zu finden hoffe, die allein geeignet ist, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. In dieser Hoffnung verbleibe Ich

Ihre

Wohllaffectionirte Catharina

St. Petersburg,

den 8 September, 1773.

5.

Schreiben des Grafen Rumänzow Sadunaisky.

Allergnädigste Kaiserin!

Diesen Augenblick erhalte ich das eigenhändige Schreiben Ihrer Kaiserlichen Majestät vom 8ten Septem: ber, dessen Inhalt, oder der Ausdruck Ihrer Gnade und Ihres höchsten Vertrauens, mich, der ich durch eine heftige Krankheit am Rande des Grabes stand, aufs Neue ins Leben rief.

Ihre Worte, allergnädigste Kaiserin, und die Ihrer Seele von Gott eingestößten Gesinnungen beseelen mich in einem so hohen Grade, daß ich keinen Neid, keine Verz



Leumdung mehr fürchte und desto getroster auf dem Pfade fortgehe, den Treue und Unterthanen: Eifer immer vorzeichnen.

Dem Allerhöchsten Befehl Ihrer Kaiserlichen Majestät zu Folge, werde ich nicht ermangeln auf das Allerpünktlichste meinen Bericht über den Plan des bevorstehenden Feldzuges abzustatten. Doch hängt dieses noch sehr von den Folgen ab, womit die jetzige Campagne endigt. Ich würde mit mehrerer Sicherheit die Möglichkeit und die Art der vorzunehmenden Operationen bestimmen können, wenn es Ihrer Kaiserlichen Majestät gefällig wäre, mich sowohl mit den Geschäften der allirten und benachbarten Mächte, als auch mit den Operationen bekannt zu machen, die für die übrigen Theile Ihrer Armeen zu Lande und zu Wasser bestimmt sind. Ohne diese Uebersicht zu haben, kann ich nur von dem Theile des Kriegsstandes urtheilen, der unter meinem Befehle sich befindet. Die hiesigen Operationen müßten ohne Zweifel mit den übrigen zusammenstimmen. Man kann sie aber nicht eher kombiniren, bis man den Zusammenhang des Ganzen kennt.

Nach meinem letzten Briefe habe ich noch zwey heftige Rückfälle meiner Krankheit gehabt, die mich gänzlich enträsteten. Ich habe mich aber dessen ungeachtet, bis ich mit der Höchsten Resolution beehrt wurde, nicht erdreistet das Lager zu verlassen, so sehr mich auch der Arzt hierzu zu bewegen suchte. Denn auch im kränklichen Zustand kenne ich ganz meine Verfassung und schon im Dienste selbst meines Lebens nicht.

Jetzt will ich auf die allergnädigste Erlaubniß Ihrer Majestät und auf das Verlangen der Aerzte mir ein Ob-



dach suchen, welches mich vor der bereits beginnenden und meinem gegenwärtig schwächlichen Zustande so nachtheiligen rauhen Bitterung schützen kann. Nur soll auch dieses in einer so geringen Entfernung vom Lager seyn, daß ich bey erforderlichen Umständen stets meinen Geschäften und dem Dienste nahe bin.

Bloß mein Diensteyser läßt mich zum Schluß noch die Erwähnung thun, daß Thätigkeit des Anführers in meinem Posten die Untergebenen besetzt und in ihnen die nöthige Achtung für seine Person erweckt, die hingegen in seinem kränklichen Zustande fällt; auch in mir wirkt diese Einbildung, und wenn sie keinen andern Grund hat, so liegt derselbe in der Krankheit selbst.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich

Ihrer Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster

Graf Peter Rumänzow.

den 25. September, 1773.

Im Lager am Flusse Jalomiza unweit
des Dorfes Malerga.

6.

Schreiben der Kaiserin.

Graf Peter Alexandrowitsch!

Herzlich bedaure Ich Ihre fortdauernde Kränklichkeit.
Mit Vergnügen ersehe Ich aber aus Ihrem Briefe vom

25ten September, aus dem Dorfe Malerga am Fluß Zar-
lomiza, daß Ihre Seelenkräfte sich von jener Muthlosigkeit
entfesseln, über die Sie Sich selbst in allen Ihren vorigen
Briefen gegen Mich beschwert haben. — Diese Muthlos-
igkeit hätte um so gefährlicher werden können, da eine
solche Stimmung des Anführers, er sey noch so beseelt vom
Diensteifer, keine heilsame Wirkung auf die Untergebenen
machen kann, sondern ihnen ihre Energie und alle Eigen-
schaften benehmen muß, die den Geist der Krieger eigent-
lich ausmachen. Und von diesem hängt ja besonders zu
Kriegszeiten Alles und folglich selbst die Ueberlegenheit
Unserer Macht ab, besonders dann, wenn die Armee jeder
unfreundlichen Witterung, Unruhen und Krankheiten aus-
gesetzt, den Feind noch nicht vor Augen hat, und also der
Unsere Krieger so eigene Wunsch mit dem Feinde zu
kämpfen durch die Entfernung desselben noch nicht so leb-
haft vege wird, um ihrem Muth und ihrer Ruhmbegierde
einen neuen Schwung zu geben.

Diese Ruhmbegierde eben ist es, die, wie Sie zu
Ihrer und zu des Landes Ehre aus Erfahrung wissen,
sich so weit erstreckt, daß es leichter ist mit ihnen einen
offensiven als defensiven Krieg zu führen.

Wir nutzten die angeborenen und eigenthümlichen Ge-
ben Unserer Soldaten und führten diesen defensiven Krieg
angriffsweise, nicht um zu erobern, sondern einzig um ei-
nen dauerhaften, wohlthätigen, folglich auch einen ehrens-
vollen Frieden zu erringen. Bis zum jetzigen Feldzuge
kämpften Wir mit vieler Ueberlegenheit Unserer Macht
und erwarten zum Beschluß des angefangenen Ihre Mei-
nung über die Operationen des künftigen Feldzuges, die in



allem den bisherigen an Ruhm und Kraft entsprechen müssen. Ich finde es für unnöthig, Sie zu dem Behuf mit allen politischen Angelegenheiten bis ins Kleinliche bekannt zu machen, denn Ich glaube, daß eine allgemeine Kenntniß, die Sie besitzen, hinlänglich ist, um Ihre Meinung für die Operationen des Kriegs, die Ich gezwungen bin, ohne Zeitverlust von Ihnen zu verlangen, zu bestimmen. Die Zeit vergeht und die Entfernung zwischen uns ist groß. Ich wiederhole Ihnen, daß es Ihre erste Sorge seyn muß, Ihre längs der Donau liegenden Magazine, entweder aus den Ihnen zunächst liegenden polnischen Provinzen, oder von wo Sie es sonst für gut befinden werden, anzufüllen. Hierin kann Uns der Wiener Hof nicht hinderlich seyn, denn Wir haben mit demselben verabredet, so lange der Krieg daueet, die von Uns besetzten Provinzen zum Lebensunterhalt zu benutzen, und Ich verlange von Ihnen ausdrücklich, daß alle diese Vorrathskammern wenigstens auf ein halbes Jahr versehen werden und daß alles bis zum April angeschafft ist, damit keine Nahrungssorge hinderlich sey, wie es Uns der Himmel eingeben wird, vorzurücken, und Wir nach Empfang Ihrer Meinung für gut befinden werden, die Zeit dazu zu bestimmen.

Uebrigens verbleibe Ich Ihnen unabänderlich wohlgewogen.

Catharina.



Schreiben des Grafen Ramánzow Sadunaisky.

Allergnädigste Kaiserin!

Ihrer Kaiserlichen Majestät allergnädigstes Schreiben vom — October bin ich so glücklich gewesen zu erhalten. Die demselben beygefüigten Nachrichten zeugen von der Unparteylichkeit des Benachrichtigers. Nur Schade, daß wir dieselben zu spät erhalten und daß die wider die Wahrheit streitenden, vom Feinde ausgestreuten Gerüchte jenen zuvorkamen, indem sie sowohl durch die öffentlichen Zeitungen als auch mir privatim von unsern Ministern mitgetheilt wurden. Ihre Kaiserliche Majestät sind durch meine damaligen Berichte hinlänglich von den Ursachen untermichtet, die mich nöthigten, weder die Stadt Silistria im Rücken zu lassen, noch einen förmlichen Angriff zum Siege über eine überlegene feindliche Macht, die sich so hartnäckig wehrt, zu wagen. Denn hier mußte man sich auf einen unvermeidlichen Verlust einer nicht geringen Menge von Leuten, und noch dazu bey dem Anfange des Feldzuges gefaßt machen. Hierzu kam noch der Umstand, daß der Bezirk, nach der Aussage der Gefangenen, schon hinter den Bergen und also der Punkt bereits erreicht war, den der Aussager für den wichtigsten zu seiner Verfolgung hielt.

Auch jetzt nähert sich der Kummer in mir, der mich bey meinem Rückzuge über die Donau nagte. Aber Ihre Kaiserliche Majestät haben aus meinen Berichten, außer den Ursachen, die mich dazu nöthigten, ersehen, daß ich



in der Ausführung nach der gemeinschaftlichen Verathschlagung mit allen unsern Generalen verfahren bin — und daß, wenn auch nur einer unter ihnen sich erboten hätte, bessere Maßregeln in irgend Etwas anzuzeigen, ich ihm augenblicklich gefolgt wäre.

Nehmen Sie, allergnädigste Monarchin, die in der gegenwärtigen Relation beschriebenen, glücklich erfolgten Aktionen, als die Folge meiner Ihnen verbürgten rastlosen Wachsamkeit und unermüdeten Betriebsamkeit auf, mit welcher ich zum Besten der mir anvertrauten Waffen arbeite.

Ich wartete Zeit und Umstände ab, und es ist oft rathsamer diese beyden zu benutzen, als Alles durch große angelegte Plane zu betreiben. Die Zahl der in Gefangenschaft gerathenen Feinde ist nicht gering und unter diesen befinden sich Männer von den ersten Klassen. Wir erbeuteten die ganze feindliche Artillerie und die Stadt Besarschik fiel in unsere Hände, ohne daß wir den geringsten Verlust erlitten oder auch nur eine Kanone abgefeuert hätten. Die Maßregeln, die wir beyrn Vorrücken und in der Aktion selbst getroffen hatten, wurden zu rechter Zeit so glücklich ausgeführt, daß der Feind betäubt vom Schreck und von allen Seiten gepreßt, aus dem Gesichte der auf ihn zurückenden Armee floh, sein Lager verlor und der so nöthigen Vorbereitung für den Winter beraubt wurde.

Diese Eroberungen, allergnädigste Kaiserin, sind für Ihre Waffen vortheilhaft, für den Feind hingegen ein empfindlicher Verlust.



Was den Operationsplan zum künftigen Feldzuge anbelangt, so werde ich nach Beendigung der noch vorzunehmenden Aktionen und nach Vertheilung der Armee in die Winterquartiere, insofern dieser und jener Umstand in Anschlag gebracht werden muß, die Maßregeln zu demselben nach Ihrem höchsten Willen pflichtmäßigst treffen.

Wenn ich bisher Ihrer Kaiserlichen Majestät keine meiner Gefinnungen verhehlt und Ihnen, allergnädigste Monarchin, über alles Bericht abgestattet habe, was ich bey unserer festen Stellung jenseit der Donau für Hindernisse vorausgesehn, und was ich für Ihre Waffen vortheilhaft oder nachtheilig gefunden habe; so war, wenn ich dann nicht vermochte besser oder tiefer zu durchschauen und abzumessen, (ob gleich mein Eifer und meine Maßlosigkeit im Dienst in immer gleicher Spannung blieben) diese Schuld einzig meinen angeborenen Naturmängeln zuzuschreiben. Die beym Anfange eines Krieges entworfenen Pläne zur gleichförmigen Lenkung der aus verschiedenen entfernten Punkten zusammenlaufenden Mitwirkungen und Bewegungen oder Cooperationen der Allirten, sind nicht selten einer Veränderung unterworfen. Es wird daher bey dem nähern Anrücken gegen den Feind allein dem Talent des Heerführers überlassen, der Zeit, den Umständen und der Füglichkeit gemäß, seine weitem Unternehmungen fortzusetzen. Ich werde mit der mir anvertrauten Macht schon seit geraumer Zeit, nur durch einen Fluß und auch das nicht überall getrennt, folglich ist es besonders jetzt desto schwerer unsere Aktionen gegen den Feind fürs Künftige zu bestimmen, da derselbe täglich einige Mal eine veränderte Stellung annehmen kann.



Ueberhaupt scheinen mir die Operationen meiner Meinung nach vom bloßen Zufall und von der Ergreifung des wahren Zeitpunktes allein abzuhängen. Oft bahnen uns diese letzteren Umstände einen Weg zu größern Unternehmungen, als groß angelegte Pläne mit ihren verschiedenen Schwierigkeiten sie hätten ausführbar machen können.

Ich schmeichle mir, allergnädigste Kaiserin, Ihrer als Ierhöchsten Zufriedenheit und Ihres Vertrauens, denn noch nie habe ich weder Zeit noch Möglichkeit entschlüpfen lassen, die mir eine Gelegenheit zur Vernichtung des Feindes darzubieten und zum Besten Ihrer Waffen abzweckten.

Vergleichen wir unsere Angelegenheiten mit dem Besspieler der übrigen europäischen Kriege, so waren vielleicht bey jenen schon bey Zeiten verfertigte Pläne, die sich auf eine genaue Kenntniß der Gegend gründeten, wo das ganze Land, auch den geringsten Fußsteig nicht ausgenommen, mit allen seinen Mängeln beschrieben ist. Hier aber ist uns das jenseitige Ufer der Donau gänzlich unbekannt. Aus eigener Erfahrung kennen wir die Unrichtigkeit der Karten, die wir besitzen, und nur die bereits nähern verwißteteten Theile desselben, die wir selbst betreten haben, sind uns bekannt. Mich auf die obenbesagten Umstände gründend, bitte ich Ihre Kaiserliche Majestät aufs allerunterthänigste, mich gnädigst erst damit bekannt zu machen, welche Bestimmung Ihre übrigen Armeen bey dem bevorstehenden Feldzuge zu Lande und zu Wasser haben werden. Bisher ist der Abstand zwischen uns von der Art gewesen, daß weder ich ihnen, noch sie mir die geringste Hülfe hätten leisten können. Auch bitte ich mir einige Nachricht zu geben, wenn Ihre Kaiserliche Majestät für



die bevorstehenden Kriegsoperationen und für die Beybehaltung der festen Fassung Ihrer Truppen jenseit der Donau schon einige Maßregeln getroffen haben.

Ein rastloser Eifer erfüllt meinen Geist, um meine letzten Kräfte für den Allerhöchsten Willen Ihrer Kaiserlichen Majestät aufzubieten und so auch offenherzig Ihnen alles zu berichten, wenn ich irgend Etwas dem Besten der mir anvertrauten Waffen nicht ganz entsprechend finde. Die Ausgedehntheit unserer Eroberungen diesseits und die feindliche Lage jenseits, erschweren ungemein die Wahl des Punktes, auf den wir unsere Operationen richten müssen, um nicht in die Gefahr einer Diverſion zu gerathen, wenn wir über einen breiten geraden, zwischen uns und dem Feinde befindlichen Fluß übersehen. Und hierzu, als Iernädigste Kaiserin, erlauben Sie mir von Ihrer Gnade und Ihrem huldreichen Vertrauen die Leitung Ihrer eigenen hohen Hand zu erbitten.

Ueberbringer dieses, der Generalmajor Fürst Dolgoruky, ertrug in dem Posten eines Generals d'oujour bey dem jetzigen Feldzuge außerordentliche Beschwerden. Wäre es auf seinen Diensteyfer angekommen, so würde er bey den Aktionen jenseit der Donau mit gegenwärtig gewesen seyn und nur ich hielt ihn für den möglichen Fall meiner äußersten Hinfälligkeit, die bey der mir zugestoßnen Krankheit leicht Statt finden konnte, zu den nöthigen Anordnungen bey mir zurück. Ich erdreiste mich ihn als einen braven General zu den Füßen Ihrer Kaiserlichen Majestät zu stellen. Er wird



Ihnen auch von unserer Lage mündlich Bericht abstat-
ten können.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich,

Ihrer Kaiserlichen Majestät,

allerunterthänigster
Graf Peter Rumänzow.

Fokschany,

den 28 October, 1773.

8.

Schreiben der Kaiserin.

Graf Peter Alexandrowitsch!

Den 14ten November traf der von Ihnen abgesandte Fürst Wassily Dolgoruky bey Mir in Zarsko: Sjelo mit der Nachricht ein, daß das türkische Corps jenseit der Donau bey Karajeu, welches unter dem Commando des Omer: Pascha von drey Köschweifen stand, durch den General: Lieutenant von Ungarn und den Fürsten Jury Dolgoruky überwältigt, und daß dieser Greis in die Gefangenschaft gerathen, Basarshick eingenommen, und daß nach einer kurzen Raft benannte General: Lieutenants, der eine nach Warna und der andere nach Schumlja ausrücken werden, um aus letzterm Orte den Bezir selbst völlig zu verschrecken; daß der General: Lieutenant Potemkin mit dem Bombardement der Stadt Silistria beschäftigt und der General: Lieutenant Gleboff ihm zur Hülfe bereits ab-



gefertigt ist. Außerdem hat Uns der Fürst Dolgoruky Hoffnung gemacht, daß die Nachricht über den Erfolg dieser Unternehmungen in sechs Tagen bey Uns eintreffen kann. Doch vergingen in der Erwartung darüber nicht sechs Tage, sondern zwey Wochen und ein Tag, denn erst den 29sten November erhielt Ich durch Ihren gewöhnlichen Courier die Nachricht, daß der Angriff auf Warnä nicht erwünscht ausgefallen war und daß der Fürst Jury nach einem auf Schumlja versuchten Marsche wieder nach Karasju zurückkehrte. Dagegen thun Sie nicht die geringste Erwähnung von dem, was zu Silistria vorgefallen ist und lassen Mich hierüber in einer peinlichen Ungewißheit. Meine Gedanken hierüber wogen stürmisch und neigen sich eher dahin, daß keine Hoffnung auf das Bombardement zu setzen ist. Dieses wird die Stadt schwerlich zur Uebergabe zwingen und ihr keinen großen Schaden zufügen, wenn gleich der General Graf Soltikow die Rußschinskischen Türken abhält, denen zu Hülfe zu kommen, welche Silistria vertheidigen.

Ob nun schon die Folgen der bey Karasju gelieferten Schlacht nicht von der Art waren, wie sie es dem ersten Anscheine nach zu werden versprochen, so hat doch diese Affaire von der einen Seite nicht wenig zu der eingewurzeltten Meinung von der alten Tapferkeit Unserer Krieger beygetragen, so daß im Felde der Feind in seiner jetzigen Lage bey einem erneuerten Angriff nicht die Oberhand bekommen kann, und von der andern, kann für unsere An gelegenheiten jede Ihrer Unternehmungen jenseit der Donau nicht anders als vortheilhaft seyn und also muß jeder Ihrer Schritte Friede und Ruhe des Volcks, die mit seit



nem Besten so genau verbunden sind, entweder beschleunigen oder entfernen.

In dieser Hinsicht habe Ich zwar zu Meiner nicht geringen Zufriedenheit die Affaire bey Karajeu vernommen, bedaure aber nur, daß alles dieses der späten Jahreszeit wegen nicht den Nutzen gehabt hat, den es haben konnte, wenn es ungefähr sechs Monate früher unternommen wäre. Damit aber das künftige Jahr nicht eben so unnütz verstreiche, und der Mangel an Lebensmitteln nicht wieder ein Hinderniß zu Unternehmungen werde, so kann Ich nicht unterlassen, Ihnen abermal aufs schärfste zu wiederholen, daß Sie zu bevorstehendem Feldzuge Ihre Borrathskammern längs der Donau vollzufüllen Sorge tragen, wie Ich es Ihnen auch schon geschrieben habe, damit Ihren Unternehmungen jenseit der Donau keine Hindernisse in den Weg treten und der Feldzug mit Hülfe des wirksamsten Gebrauchs der Waffen nicht ohne Friedenserfolg ablaufe.

Ich erwarte hierüber Ihre schon längst und oft von Mir geforderte Meinung, die, wenn sie noch lange ausbleibt, Gefahr läuft, nicht mehr zu rechter Zeit zu kommen, und eine Zurücksetzung für das ganze künftige Jahr befürchten läßt, die Uns weder zum Nutzen, noch zur Ehre erreichen kann. Der Eifer für das Beste des Staats mag bey ausgezeichneten, dem Reiche dienenden Männern, wie Sie, noch so groß, die Bemühungen und die Sorgfalt von Meiner Seite noch so kräftig angewandt werden, so beurtheilt die Welt, Sie sowohl als Mich, nur nach unsern Fortschritten. Diese rechtfertigen oder verdammen Uns wechselsweise in den Augen derselben, be-



sonders bey den jetzigen Umständen, da nach einem fünfjährigen glücklich geführten Kriege die Unterthanen nur von Ihren Unternehmungen den Frieden erwarten. Da Sie aber, um Ihren Rath geben zu können, die übrige Vertheilung Unserer Armeen, die nicht unter Ihrem Befehle stehen, zu wissen wünschen, so will Ich, um Sie zu zufrieden zu stellen, Ihnen folgende Beschreibung davon machen :

Die zweyte Armee beschützt die Krimm und wird, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, sich zu einem Angriff auf Otschakow gefaßt machen. Die Asowsche Flottille kreuzt um die Krimm und bemüht sich daselbst jede Landung abzuhalten, bis sie stark genug seyn wird anderswo zu agiren. Die Archipelagische Flotte hält unaufhörlich alle die in ihrer Nähe sich befindenden Ufer in Respekt und verursacht daher zum Besten der ersten Armee eine starke Diversion, denn sie hält dadurch die dortige feindliche Macht ab, die Armee des Bezirks zu verstärken und unter dem Vorwande, Otschakow zu schützen, bleiben viele Tausende ungeachtet der Anordnungen des Sultans zu Hause.

In Polen und Kislär, so wie auch auf der hiesigen Gränze herrscht eine vollkommene Stille. Was die kaschkirskischen Unruhen um Orenburg anbelangt, von denen das Gerede sich auch vielleicht bis zu Ihnen erstreckt hat, so wird hoffentlich, zu Folge der von hier aus ertheilten Befehle, das Ganze bald wieder eine erwünschte Wendung nehmen und alles in seinen vorigen Zustand versetzt werden.



Aufrichtig bedaure Ich Sie wegen Ihrer fortdauernden Kränklichkeit. Aus Ihrem Briefe habe Ich mit Vergnügen das Zeugniß gesehen, welches Sie dem General-Major Fürst Wassily Dolgoruky geben und Sie können versichert seyn, daß Ich solches nicht vergesse.

Auch jetzt verbleibe Ich, so wie stets

Ihnen wohlgeneigt

Catharina

St. Petersburg,

den 6. December, 1773.

9.

Schreiben der Kaiserin an den Fürst Michael Nikititsch Wolkonsky.

Fürst Michael Nikititsch!

Indem Ich Ihnen hierbey die Copie der heute vom Feldmarschall Rumänzow erhaltenen Relation übersende, so wünsche Ich Ihnen, wie auch allen übrigen Edhnen des Vaterlandes, herzlich Glück zu dem ruhmvoll geschlossenen Frieden. Ich schätze den heutigen Tag für einen der glücklichsten Meines Lebens, weil an demselben die dem Reiche so nöthige Ruhe wieder erlangt ist. Uebrigens verbleibe Ich so wie Jederzeit

Ihre Wohlaffectionirte

Catharina.

Peterhof den 23ten July

1774.



Schreiben des Grafen Rumänzow Sadunaisky.

Allergnädigste Kaiserin!

Seit dem Anfange des Kriegs habe ich die mir anvertrauten Waffen gegen den Feind geführt und bin endlich auch so glücklich, durch die Macht derselben den Frieden errungen zu haben.

Es ist Ihrer Kaiserlichen Majestät nach meinem letzten Berichte aus Bulgarien bekannt, daß ich vom türkischen Groß-Bezir keine Anträge weder zum Waffenstillstand noch zur Erneuerung des Congresses angenommen, sondern von ihm verlangt habe, daß er mir Bevollmächtigte senden solle, um die Bedingungen zum Frieden wirklich anzunehmen und festzusetzen. In dieser Zwischenzeit machte die Armee Ihrer Kaiserlichen Majestät immer weitere Fortschritte, bedrängte den Feind, dessen Macht völlig gesperrt war, aufs Aeußerste und schlug ihn allenthalben, wo er nur wagte aus seinen Verschanzungen herauszutreten. Und so verfolgten wir ihn siegend bis Balkany 40 Werste von Schumlja.

Diesem zu Folge schickte den 5ten July der Großbezir in das Hauptlager Ihrer Kaiserlichen Majestät Bevollmächtigte ab, um von Seiten der glänzenden Pforte sich um den Frieden zu bewerben. Als ersten den Kihaju Beg, der zu diesem Geschäft den Rang eines Kehaneschi Nami Achmet Effendy angenommen, und der zweyte Ibrahim Mümiy als Reis-Effendy. Diese sollten die Friedensunterhandlungen bestimmen und den Frieden schließen.



Meiner Seits waren die kürzesten Maßregeln getroffen, um die schnellste Niederlegung der Waffen zu bewirken. Der General-Lieutenant Fürst Repnin war von mir bevollmächtigt, die gegenseitigen Bedingungen mit den türkischen Bevollmächtigten abzuschließen und zu unterschreiben. Der Geheime Rath Obreskow aber konnte, obgleich ich ihn im Voraus hierzu berufen hatte, wegen des am linken Ufer der Donau ausgetretenen Wassers nicht zu dieser Zeit eintreffen. Auf diese Art, allergnädigste Monarchin, wurde am 10ten dieses Monats, unter meinen und den Augen der respektiven Bevollmächtigten der Traktat zu einem ewigen Frieden zwischen dem Russischen Reiche und der Ottomanischen Pforte geschlossen und in dem hiesigen Lager unterschrieben. Seine Bedingungen sind folgende: 1) Alle Tataren bleiben frey und vollkommen unabhängig, sowohl in ihren politischen als bürgerlichen Verhältnissen. In ihren Religionsgebräuchen halten sie sich an den mahomedanischen Glauben, ohne hierin nur im Mindesten in ihrer Freyheit und Unabhängigkeit beschränkt zu werden. Alle Ihnen bisher angehörigen Provinzen und Festungen bleiben in Ihrem Besitze. Ihnen wird Kertsch und Sentschul mit ihren Häfen, die durch diesen Traktat von der Ottomanischen Pforte Rußland zugefallen waren, abgetreten.

2) Fällt an Rußland auch das Schloß Kinburn mit seinem Distrikt und der ganzen zwischen den Flüssen Bug und Dnepr gelegenen Steppe. Dagegen behält die Pforte Otschakow mit seinem ehemaligen Kreise.

3) Wird sowohl die Moldau und Wallachey, als auch die archipelagischen Inseln mit vortheilhaften Bedingungen



für die Einwohner, zurückgegeben. Der Handel und die Schiffahrt der Kauffartheysschiffe bleiben, wie bey andern Mächten, auf allen Gewässern gegenseitig erlaubt, deßgleichen die Schiffahrt aus dem schwarzen ins weiße und aus dem weißen ins schwarze Meer. Auch werden in diesem Punkte der russischen Schiffahrt sowohl, als dem Handel in Rücksicht der Vortheile und Prärogativen Capitulationen zugeeignet, die Frankreich und England mit der Pforte gemein haben.

4) Verbindet sich die Pforte, dem russischen Reiche für die gehabten Unkosten 500,000 Rubel zu zahlen.

Uebrigens sind die zehn, auf dem Congress bey Bucharest unterschriebenen Artikel ratificirt und die andern eben daselbst vorgetragenen fast alle für gültig anerkannt.

Sehen Sie, allergnädigste Kaiserin, diese Sache und die Ihnen darüber ertheilte Nachricht als die Frucht Ihrer siegreichen Waffen, als einen Beweis des göttlichen Segens bey Ihren Unternehmungen und als die Folge der Leitung an, mit der Ihre Kaiserliche Majestät meine Fortschritte allergnädigst zu lenken geruhten. Sobald ich vom Großvezir, nach unserer Verabredung, in fünf Tagen die Bergewisserung bekommen haben werde, daß der Friedenstraktat so für gültig anerkannt ist, wie wir ihn beyderseits geschlossen, so werde ich die Ehre haben, Ihrer Kaiserlichen Majestät solchen durch den General-Lieutenant Fürst Repnin, der selbst als Bevollmächtigter theilnehmende Person bey dem Friedensschlusse war, zu übersenden.

Am Ende dieses kurzen Berichts lege ich Ihrer Kaiserlichen Majestät meinen allerunterthänigsten Glückwunsch



zum Schlusse dieses Friedens ab. Widye der Allerhöchste
in demselben Ihre Jahre zum Wohl Ihres ganzen Volks
erhöhen. Meinen Sohn und den Major Fürst Gagarin,
die dieses überbringen, lasse ich zu dem geheiligten Thron
Ihrer Kaiserlichen Majestät niedersinken. Ich thue ein
Gleiches und verbleibe in tiefster Ehrfurcht

Ihrer Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster
Graf Peter Rumänzow.



Bruchstück über die Dczakowsche Steppe und Odessa.

In dem Hamburger Correspondenten vom 16ten Februar 1805, No. 28, finden wir Nachrichten von Odessa, nebst einigen gutgemeinten, patriotischen Vorschlägen, die einer kleinen Berichtigung bedürfen. Ich schicke derselben einige Notizen über die Dczakowsche Steppe (Bessarabien) und über das frühere Schicksal von Adgibey voraus.

Nach der Eroberung des zwischen dem Dnepr, Bug und Dniester gelegenen Landes von den Russen, wurde es von den bisher daselbst wohnenden Tatern gänzlich verlassen. Jenes Hirtenvolk lebt fast einzig und allein von seinen zahlreichen Heerden, deren Milch ihnen zum Getränke dient. Außer Hirsen und Arbusen, welche dort eine außerordentliche Größe erreichen und von vortreflichem Geschmack sind, war bloß der wenige Weizen, den sie baueten, eine Handels-Spekulation, so wie auch Butter, Leder und Wolle, welche in Dczakow oder auf der Rhede von Adgibey für Constantinopel geladen wurden. Der Weizen, wegen seiner vorzüglichen Güte, war ausschließ-

lich für den Gebrauch des Serails bestimmt. Es blieben, nach der Besitznahme dieses Landes, blos Hirten da, die aus Servien und der Moldau kamen, ihre Schafe zu weiden, von denen ein Privatmann selten weniger als 10000 bis 12000 Stück hält. — Leicht konnte dieses Volk auswandern, denn es wohnte größtentheils unter runden, leicht gebauten Zelten, mit Filz bedeckt. Ihre Dörfer bestanden aus etlichen elenden, aus Flechtwerk gemachten, mit einer Mischung von Lehm und Dünger beworfenen, und mit Schilf gedeckten Hütten. Ihr Weizenmagazin war ein in die Erde gegrabenes Loch von der Figur eines abgestuften Kegels, 12 bis 15 Fuß tief. Der Durchmesser der Basis betrug ungefähr eben so viel, und der obere gegen 3 Fuß. Rund um das Loch herum häufte man die Erde ein wenig auf, um das Regenwasser abzuleiten. Wenn es gegraben war, so legte man Feuer darin an, um die Seitenwände zu trocknen, und war es mit Frucht gefüllt, so deckte man es mit einem großen Steine sorgfältig zu. Man behauptet, daß der Weizen sich Jahre lang darin erhalte.

Der Boden dieser Gegenden ist sehr fester Lehm. Die Feuchtigkeit durchdringt nicht leicht die zweyte Lage, welche so hart und dicht ist, daß sie blos mit der Spitzhaue bearbeitet werden kann, da man doch bey der untern nur die Schaufel zu gebrauchen nöthig hat. Diese harte und drey Fuß, auch mehr oder weniger dicke Lage ist von einer zwey bis drey Fuß dicken Lage schwarzer und sehr fruchtbarer Pflanzenerde bedeckt, so daß das Gras zu einer erstaunlichen Höhe wächst. Dieses Gras fällt, gegen das Ende des Mays und im Anfang des Junys, wenn



es dürrt, zu Boden. Ist es ganz trocken und kommt auf eine oder die andere Art Feuer daran, so scheint es, als ob der ganze Boden in Flammen stände. Es gibt Nichts, dem dieses große Schauspiel verglichen werden könnte, als die Nordscheine, und auch diese gewähren davon nur einen unvollkommenen Begriff. Das Vieh und selbst die Menschen sind in Gefahr, erstickt und verbrannt zu werden, wenn ein heftiger Wind sich dazu gesellt, und man kein Thal erreichen kann. Der ganze Horizont ist dann mit einem dicken Rauche bedeckt, so daß man die Sonne nicht sieht, anstatt deren aber scheint die ganze Atmosphäre in Feuer zu stehen. Nach dem Brande ist der Boden ganz schwarz, und nicht selten findet man todtte Hasen, ja Rebhühner *ic.* In den Thälern bleibt das Gras frischer und hält daher öfters das Feuer durch seine Feuchtigheit auf.

Dies ist ohne Zweifel eine der vornehmsten Ursachen, warum in dieser Steppe das Holz nicht fortkommt. Eine andere können die starken Winde seyn, welche unter diesem Himmelsstriche wehen, so wie auch das Vieh, welches das kleine Gehölze zertritt und frist. Je mehr aber dieses Land bewohnt und angebaut seyn wird, desto seltener werden diese verheerenden Brände Statt finden. Fehlte nicht der Regen, so wäre hier eine der fruchtbarsten Gegenden auf dem Erdboden. Wenn es in den Monaten April und May nur zwey bis drey mal regnet, so geräth der Weizen vortreflich. In dessen Ermangelung geht die Ausfaat gänzlich verloren.

Die Erde erhebt sich über die Oberfläche des Meeres, an dem steilen Ufer, gegen 80 bis 100 Fuß, und steigt

dann gegen das Innere, in sanften Erhebungen, bis gegen 200 Fuß. Sie ist mit Hohlwegen und sehr tiefen Thälern durchschnitten, die gegen das Meer oder die Flüsse offen sind. Man hat fast immer eine unbeschränkte und weite Aussicht, weil das Land von oben ziemlich flach ist. Es fällt jedem Reisenden auf, daß man da überall kleine Hügel, und zwar immer auf den höchsten Anhöhen, antrifft. Man verstehe unter Hügel nicht solche, wie unsere Grabhügel. Sie haben eine Höhe von 10, 15, 20 bis 25 Fuß, und eine dieser Höhe verhältnismäßige Basis. Sie dienen zu Wegweisern in den unabsehbaren Steppen, worin man sich, wie im Meere, ohne Compas leicht verlieren könnte. Traurig sucht hier der Blick Baum, Schatten u. bearbeitetes Land. . . . Umsonst! Das Auge findet auf einem unabsehbaren Horizont keinen Ruhe- keinen Stützpunkt. Nur in der Nähe der Moldavischen Dörfer, am Ufer des Dniesters, entdeckt es ihn. — Das Erdreich liegt auf einer 5 bis 7 Faden tiefen Steinschicht, welche zu ihrer Grundlage einen bläulichen Thon hat, von dem auch der Meeresboden ist.

Kein Wasser gibts als in den tiefen Thälern oder Hohlwegen und an dem steilen Ufer des Meeres. Es quillt unter dieser Steinmasse, welche, wie es scheint, sein Behälter ist, allerwärts hervor, rieselt oder sprudelt in weniger oder mehr starken Quellen, holt die Grundlage aus, so daß sich Stücke von hundert und mehrern Klaftern, der Länge und Breite nach, dem Meeresufer parallel abreißen. Die Thonschichten, von dieser schweren Masse gedrückt, gleiten über ihre eigene Unterlagen, nach dem sie mehr oder weniger glatt oder schlüpfrig sind, fort,



und nähern sich so dem Meere, wo Erde und Steine dann, bey stürmischem Wetter, auf eine mechanische Weise aufgelöst und fortgeführt werden. Hinter diesen Abbrüchen entsteht demnach ein steiles Ufer von 6, 8 bis 10 Klaftern Höhe. Die Masse von Erde und zerriebenen Steinen setzt sich in den Buchten und Mündungen der Flüsse an, und stopft, wenn der Strom nicht stark genug ist, dieselben abwechselnd oder auf immer zu. Daher kommen die vielen Seen, davon einige bey großer Dürre Salz ansetzen. Die tiefen Schlämde, wovon manche schöne Thäler bilden, geben deutlich zu erkennen, daß sie einem starken Strom oder Fall nach demselben ihr Daseyn verdanken, und dies vermuthlich zu einer Zeit erhielten, da die jetzige Steinmasse noch kein Stein war, und da das Meer sich plötzlich auf seinen jetzigen Standpunkt senkte.

Die Bestandtheile dieser Steinart sind Muscheln mit etwas Sand vermischt. Sie ist so weich, daß sie mit einer Holzsäge zerschnitten oder mit dem Beile behauen werden kann. Indes ist die obere Schicht doch sehr hart und dabey stark durchlöchert. Von dem weichen Steine wiegt der Kubikfuß, wenn er trocken ist, 80 Pfund, und wenn er naß ist, 120 Pfund. Der erstere wiegt eben so viel, und wird auch, wenn er naß ist, nicht schwerer, weil er beynah auf die Hälfte hohl und von einer Härte ist, die allen Werkzeugen widersteht. Der weiche Stein ist durch die Zwischenräume der Muscheln, die sehr klein, fast unmerklich und seine Bestandtheile sind, porös. An ihn heften die Insekten ihre Schalen. Diese, mit den andern Meererauswüchsen, kütten nachher an Stellen, wo das Wasser nicht sehr unruhig ist, einen Stein an den andern.

Der Grund des Meeres ist, wie gesagt, ein bläulicher Thon, von einer ungewöhnlichen Dichtigkeit, so daß niemals die Schiffe vor Anker treiben. Eher bersten sie, wenn sie alt oder von schwacher Bauart sind, auseinander, wie es im October des Jahres 1798 mit zwey Fregatten geschah, die an der Küste, unweit der Donau-Mündung, vor Anker sich aufsetzten und in Stücken zerfielen.

Nach der Besiznahme dieser Steppe war es nothwendig, Niederlassungen darin zu errichten und sie zu bevölkern. Allein die Furcht vor der Nachbarschaft der Türken, in einem offenen und feindlichen Einfällen ausgefekten Lande, gab wenig günstige Aussichten. Man mußte also damit anfangen, den Colonisten Sicherheit zu verschaffen. Diese Sorgen beschäftigten sehr den Fürsten Potemkin, dessen Lieblingsneigung war, Niederlassungen, Colonien, Fabriken, Manufakturen u. anzulegen. Er ließ alle Ingenieurs, die bey ihm waren, an diesem Entwurf arbeiten. Er lebte aber leider nicht lange genug, um das Ende davon zu sehen. Nach seinem Tode brachte Herr Desvolant, damaliger Ingenieur-Major und jetzt General, seine Plane und Vorschläge nach St. Petersburg. Sie wurden durch den Fürsten Subof der Kaiserin vorgelegt, welche sie genehmigte und ihre Ausführung befahl. Endlich fing man die Arbeit im Jahr 1792 an.

Odeffa, ehemals Abgibey, oder nach andern Schriftstellern, Kodgibey genannt, liegt zwischen den Mündungen des Dniesters und des Dneprs, an dem Ufer einer großen und schönen Bucht des schwarzen Meeres. — Das erste Werk war die Festung, welche, wie man behauptet, auf der nämlichen Stelle erbaut wurde, die der Französische

Ingenieur Lafitte zu gleichem Zwecke gewählt hatte, als er im Dienst der Pforte war. Sie ist von der Art, daß sie einem unternehmenden Feinde keine große Furcht einzuschüßeln vermag. Vielleicht hält man es für unnöthig, starke Festungen an dieser Seite zu haben. Indessen ist die große westliche Gränze Rußlands davon entblößt. Wenn aus Mangel an einem zusammenhängenden Systeme von Festungen, doch hin und wieder an den wichtigsten Punkten dergleichen zu erbauen anerkannt nothwendig wäre, so müßte man Odessa hauptsächlich als einen solchen Punkt ansehen, und es verdiente die Aufmerksamkeit der Regierung um so mehr, da die Lage an und für sich schon zu einer respectablen Festung aptirt, und da seine Stellung am Meere zwischen den Mündungen zweyer ansehnlicher Flüsse ist; da die große Ausgedehnteheit der Gränze nicht erlaubt, fortlaufende Linien von Festungen, die sich einander unterstützten, zu haben; da ihr alle Hülfe von weitem herkommen muß, und dieses zu Wasser und zu Lande geschehen kann, so wie sie gleichfalls von der Wasser- und Landseite feindlichen Anfällen ausgesetzt ist; und da sie endlich einen Hafen für den aufblühenden Handel zu vertheidigen hat, nächst einer Stadt, die durch eine klügeliche Kühne Landung leicht zerstört werden könnte.

Odessa also dankt seine Entstehung dem Ingenieur-General Devolant, und nachher seine anfängliche Bevölkerung dem Bestreben des Admirals de Ribas. Die Ansiedelung sowohl in als um Odessa dauerte bis zum Tode der Kaiserin Catharina II. Ihr Nachfolger, Paul der I. nahm ein dem Aufkommen der neuen Stadt verderbliches System an. Und dieses stürzte sie beynahe wieder ins Nichts zu:



rück. Beym Antritt seiner Regierung sah sie schon so blühend, daß man sie unter die vornehmsten Städte der neuen südlichen Provinzen rechnen konnte. Dies war die Arbeit von nicht viel mehr als drey Jahren. Aber dieses Wachsthum und den Zusammenfluß von Menschen allerley Volks bewirkte einzig und allein der Bau des Hafens. Vorher gab es wenig Baulustige, die Plätze nahmen. Die Stadt befand sich demnach gerade in ihrem besten Emporstreben, als in jenem traurigen Zeitpunkte alle Hafen-Arbeit eingestellt ward. Die vergebenen Plätze blieben nun unangebaut, und die Nuthlosigkeit der Einwohner ging so weit, daß sie wegzogen und in kurzer Zeit größtentheils Alles in Ruinen lag. Man sah angefangene, halbfertige, ganz fertige Häuser, von ihren Erbauern und Einwohnern verlassen. Andere wurden nur von Pfortnern und Wächtern bewohnt. Noch andere standen ihrer Thüren, Fenster, Boden und Balken beraubt, von Dächern entblößt, die Mauern niedergerissen, die Keller verschüttet, das Holz und Eisen herausgestohlen. Sogar der Hafen blieb nicht verschont. Auch da raubte man, wo es nur möglich war, die Bolzen aus dem Meere zu ziehen. Kurz, die Stadt schien die Beute eines Rachehauchenden und Alles verheerenden Feindes geworden zu seyn. Ja, Feinde hatte sie viel. Der größte davon war der Nachfolger des Admirals Ribas. Man denke sich eine Stadt, angefüllt mit Landläufern, Matrosen, Soldaten u. wo die Polizey durch die öffentliche Meinung und durch den Haß des Chefs gelähmt war, wo man von ihr Verichte abstartete, die aus einem Herzen flossen, das ihren Untergang geschworen hatte. Da befand sich Odesa in einem beklagenswerthen Zu-

stande. Catharina ließ es entstehen, Paul vergehen, und Alexander wieder auferstehen. — Wer zudem es weiß, daß man unvollendete hydraulische Arbeiten, besonders solche, die mit einem ungestümen Meer zu kämpfen haben, und dessen immer erneuerten Anfällen widerstehen müssen, nicht ungestraft vernachlässigen kann, wird sich wundern, daß die Werke nicht mehr litten, als wirklich geschehen ist.

In dem angeführten Blatt des Hamburger Correspondenten lesen wir also: „der eine neue Meerdamm sey auf eine Länge von 215, der andere auf 180 Toisen aufgeführt; jeder enthält 315 Toisen Länge.“ — Dies ist widersprechend und soll vermuthlich heißen: Jeder bekommt eine Länge von 315 Toisen.

„Vor der Besitznahme war dieser Hafen äußerst unbedeutend, ja der Handel verdiente kaum einer Erwähnung.“ — Odessa, (Aldgibey) hatte keinen Hafen und war auch keine Handelsstadt, welches man doch aus der Beschreibung vermuthen sollte. Der Hafen war nie mehr und nie weniger als eine offene Rhede, das zeigt der Einsender selbst, wenn er vom Bau der Meeressämme spricht. Meeressämm ist hier eine ganz uneigentliche Benennung einer Mole; man müßte es Hafendamm nennen, weil Meeressämm etwas ganz anders bedeutet.

Ferner wird von der Bequemlichkeit des Einlaufens in den Hafen gesprochen, selbst bey dem conträren Nordostwind, weil die Mündung 150 Klafter weit wäre. Dies ist unbestimmt ausgedrückt. Man muß doch wohl erst vor die Einfahrt des Hafens kommen, bevor man hineinsegeln kann? Um dahin zu gelangen, kann der Schiff

fer bey widrigem Winde laviren, welches der Raum vor der Einfahrt und seine Tiefe gestattet. Dies wollte man vielleicht sagen.

Ferner heißt: „der Boden des Meeres hielt einen „guten Ankergrund, denn seine Bestandtheile wären Sand „und Kiesel.“ Das gibt gewiß kein Seemann zu, denn weder Sand noch Kiesel ist ein guter Ankergrund, wenn sie nicht mit Thon oder Schlick vermischet sind. Der eigentliche Meeresboden ist, wie schon gesagt, ein fester bläulicher Thon, und nur tief in der Bucht findet man den Boden mit Sand und Muscheln bedeckt.

„Nur selten bedient man sich der Baggermaschine.“ — Wie? schon gar eine Baggermaschine in einem neuen noch unvollendeten Hafen, welchen kein Strom durchströmt, der ihn versandet, wo keine Ebbe und Fluth ihn mit Schlick und Schlamm anfüllt? Ist es das Regenwasser, das durch die beyden Schlände dem Hafen zufließt, und seine mitgebrachte Erde in den Hafen niedersezt; so leite man es an die Außenseite der Molen, oder man weise der Anhäuerung eine Stelle an, wo die sich niederschlagende Erde liegen bleiben und dadurch der zu schmale Raum am Ufer erweitert, selbst nützlich angewandt werden kann, statt des beschwerlichen und kümmerlichen Baggers. Dies ist nur im höchsten Nothfall zu gebrauchen, wo, welches hier nicht der Fall zu seyn scheint, keine andere Mittel anwendbar sind.

Professor Büsch sagt in seiner Uebersicht des gesammten Wasserbaues, 1 B. S. 348, mit vielem Recht: „Das „Ausheben des Sandes durch einfache oder zusammengesetzte Maschinen, ist ein bloßes Palliatif, nur dann rath-

„säm, wenn man glaubt, vortheilhafte Naturwirkungen
„dadurch befördern zu können.“

Darauf folgt ein frommer Wunsch, die Fahrbarma-
chung des Dniesters betreffend. Er wird aber lange ein
bloßer Wunsch bleiben, so lange im Innern noch so viel
zu thun und so lange der Dniester ein Gränzfluß ist.
Freylieh würde Odessa unglaublich dabey gewinnen.

Der Vorschlag einer Wasserleitung ist ein eben so
wohlthätiger als der vorhergehende und der nachfolgen-
de. Inzwischen stehen lange nicht so viele Schwierigkeiten
seiner Ausführung entgegen, als den beyden andern. Das
Bedürfniß von Wasser und Holz ist ohne Zweifel das
Wichtigste, und folglich der Mangel daran der größte, den
eine Stadt nur haben kann. Odessa könnte hinlänglich mit
Wasser versehen werden, wenn man die reiche Wasserquelle,
die ungefähr 4 bis 5 Werste davon sich ungenutzt ins
Meer ergießt, auf das hohe Ufer höbe, und durch Röhren
oder einen ausgemauerten Kanal nach Odessa leitete. Die
verbesserte Dampfmaschine von Jar.es Watt in Glasgow,
liefert bey einem Aufwand von einem Zentner Steinkohlen
24000 Kubikfuß Wasser 24 Fuß hoch. Eine andere in
Deutschland, hebt in 24 Stunden 36000 Kubikfuß auf 28
Klastern hoch. Höher liegt ganz sicher Odessa nicht über
der Wasserquelle, wohl aber niedriger. Die Steinkohlen
würde man von Taganrok kommen lassen. Da sie aber
durch den vielen Thon, den sie enthalten, nicht gut bren-
nen, so müßte man sie mit den Holzkohlen, die am Ka-
nal von Constantinopel gegraben werden, vermischen.

Die Stadt mit Holz zu versehen, dazu wäre freylieh
durch Fahrbarmachung des Dniesters ein großer Schritt

gethan, aber dieses ist so bald nicht zu erwarten. Zur Zufuhr der Holz- und Steinkohlen, wie auch des Holzes selbst von der Ostküste des schwarzen Meeres, aus dem Lande der Abasen, wo auch vortrefliches Bauholz zum Schiff- und Häuserbau seyn soll, müßte man Mittel finden. Dies wäre für Odessa unschätzbar. Der Regierung dürfte es, glaube ich, leicht seyn dies zu bewerkstelligen, wenn sie darauf aufmerksam gemacht würde.

Weiterhin halte ich des Einsenders Vorschlag, einen Forstverständigen nach Mähren, in des Fürsten von Lichtenbergs Besitzungen zu schicken, allein nicht zureichend; ja in mancher Hinsicht für überflüssig. Viel nöthiger wäre es, zuvor genau die physischen, örtlichen Hindernisse zu ergründen und zu untersuchen, warum die Natur nicht schon lange das bewirkte, was die Kunst sich so leicht anmaßen will. Ohne diesen Leitfaden verirren wir uns und erreichen nie unsern Zweck.

Das Fortkommen der Hölzer, und besonders der schnell wachsenden Nordamerikanischen, erfordert einen lockern, milden und etwas frischen Boden. Ohne dieses gedeihen sie nicht. Der Boden der eigentlichen Steppe ist außerordentlich schwer und trocken, und folglich fehlen ihm schon zwey erforderliche Eigenthümlichkeiten. Gesezt aber, man brächte es durch viele Arbeit und Kosten dahin, das Land zu mischen, und durch auf der Aue herbeugebrachtes Brunnenwasser zu befeuchten, welche Mittel wollte man anwenden, die jungen Pflanzen gegen die heftigen Winde zu sichern? —

Der Einsender meint, die Anlagen von Holzplantagen würden die Stadt vor heftigen Landwinden schützen:

ich glaube aber, die Stadt selbst müßte zum Schirm der Plantagen dienen. (?) Das Amerikanische Holz, besonders die Akazie, kann nicht den heftigen Steppenwind, ohne zu brechen, aushalten. Denn alle schnellwachsende Bäume sind eben daher, weil sie schnell wachsen, mürbe und geil. Die Bäume würden durch wiederholtes Abbrechen verkrüppeln und wiederum Gesträuche werden, aber nie eine gewisse Höhe erreichen. Holz zum Schiffbau in der Steppe zu zeugen, wird nie gelingen. Brennholz hingegen ist möglich anzupflanzen; jedoch nur unter gewissen Umständen und indem man dem physischen Mangel abhilft. Mir scheinen fünf Hauptmängel obzuwalten, weshalb in der Steppe kein Holz wächst. Diese sind: 1) Die undurchdringliche harte Schicht Lehmerde, in die wenig oder gar keine Feuchtigkeit eindringt, und worin die Bäume nicht wurzeln können. 2) Mangel an Regen. 3) Der heftige Steppenwind. 4) Der Steppenbrand. 5) Das Vieh, welches die jungen Pflanzen zertritt und bisher immer zertrat und abfraß, besonders die Ziegen. — Daß die harte Erdschicht dem Wachsthum der Bäume sehr entgegen ist, beweiset, daß meist überall am Meeresufer, wo die Erde eingestürzt und zerbröckelt ist, und wo die harte Schicht durchbrochen und mit Steinen und Pflanzenerde gemischt ist, ziemlich dicke Bäume wachsen, besonders geschah es da, wo das Vieh nicht hingelangen konnte. Da wurzelten sie tief, fanden Feuchtigkeit und waren vor dem Winde und Brande geschützt. Zweytens, findet man noch immer viel verkrüppelte Eichenpflanzen in den Thälern und um so mehrere, je entfernter und tiefer sie sind. Daß sie vom Vieh gefressen und zuweilen vom Feuer ver-

sengt waren, entdeckt man auch bey genauer Untersuchung. (Schwerlich würden wir in Mähren (wie der Einsender verlangt) oder in einem andern Lande, noch in dem vortreflichen Forsthandbuche von Burgsdorf die Ursachen des Holz mangels in den Steppen finden und ihnen abzuhelpfen lernen. Aber gepaart mit unsern örtlichen Kenntnissen kann uns jenes Handbuch von großem Nutzen seyn.)

Wenn aber auch die Stadt selbst aus ihren eigenen Mitteln Holzpflanzungen anlegen wollte, so fehlte ihr doch das Land dazu. Der Boden ist nicht überall geschickt, und 30000 Desätinen sind dazu viel zu wenig. Ueberhaupt ist die Stadt zu stiefmütterlich hierin behandelt worden. Man hat Particuliers bis 12000 Desätinen zugestanden, die der Stadt das beste Land entzogen, und einer Stadt wie Odessa gab man das schlechteste, kaum zur Viehweide, noch weniger zum nöthigen Vorrath von Heu (das zur Heizung statt Holz gebraucht wird) hinreichend. — Vom Admiral Ribas waren zwey Forstverständige, Vater und Sohn, angestellt, die auch Holz säeten und pflanzten. Aber Nichts ist gediehen und Nichts konnte, so wie man sich benahm, gedeihen. Daß in andern Gegenden der Steppe, noch andere Ursachen des gänzlichen Mangels an holzartigen Gewächsen vorhanden seyn können, ist leicht möglich; so ist, z. E. der salzige Boden jenseits der Wolga ein unübersteigliches Hinderniß. In Südamerika gibt es Hölzer, die mit jeder Fluth 4, 5 und mehrere Fuß im salzigen Seewasser stehen. Es ist mir unbekannt, ob es in Nordamerika auch solche gibt. Im Falle es wäre, dann halte ich es für möglich,



1 sie auch in dieser salzigen Steppe anzupflanzen. Wir sehen in andern Gegenden Bäume auf den Feldern von allem Schuß entblößt, den heftigsten Winden widerstehen und wachsen, als Holzapfel, Holzbirnen und Kirschbäume. Diese findet man auch von selbst wachsend an dem Ufer des schwarzen Meeres und in den Thälern der Steppe.

„Die rauhe Ulme, sagt Burgsdorf, ist gegen die „scharfe Luft äußerst unempfindlich, daher sie in der freyesten Lage aufkommen kann, wenn der Boden nur stark „und fruchtbar ist. — Der Vogelbeerbaum wächst auf dem „rauhesten, dürresten Felsen, ja sogar auf alten Mauern, „und alten hohlen Bäumen: alles gilt ihm gleich.“ Ferner: „Der Sauerkirschbaum hat sich aus den Gärten „in die Wälder fortgepflanzt, worin er auf allerley, nur nicht nassem Boden, einen kleinen Baum „bildet.“

Dies wären denn die Baumarten, die man vorzüglich am Rande der Holzpflanzungen zur Beschützung anderer setzen müßte, und die sich am Besten für unsern Boden schicken. Unter Sträuchern ist besonders der Haselbeerstrauch, der rothe Hollunder und der Schwalbenbeerstrauch zu empfehlen, zwischen welchen sich Eichen und andere Hölzer säen ließen.

Den Weinbau in Aufnahme zu bringen und zu befördern, wäre doppelt nützlich, weil er jährlich etwas Brandstoff liefert. In der Provence und andern Ländern hat man kein ander Holz als Oliven, Maulbeer- und besonders Nebenweige. — Die Holzpflanzungen würden



mit der Zeit eine kleine Veränderung des Klimas in
Hinsicht auf Nässe und Trockenheit hervorbringen ;
es würde mehr regnen , häufigerer Thau fallen ,
und einen allgemeinen heilsamen Einfluß aufs Pflanzen-
reich haben.

K.



D. Galls neueste Entdeckungen im Jahre 1804
mit Bemerkungen vom D. Schmiß practiciren-
dem Arzte in Moskwa.

Wie in der politischen, so in der litterarischen Welt gibt es stets eine Menge Gaffer bey der Erscheinung eines neuen Meteors. Jeder faßt es mit einem eigenen, theils gröberem, theils feineren Sinne auf. Schade, daß der Sinn bey den meisten, wie bey den Insekten, selbst schon Gränze des Eindruckes ist! Ruhig prüfender Beobachter, deren äußere Sinne das sich darbietende Phänomen dem Innern reflektiren, gibt es nur wenige. Bekannt mit den labyrinthischen Pfaden der intellektuellen Welt, bekannt mit dem Trugscheine manches Meteoros, hält Verscheidenheit letztere zurück, gleich ein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen, da Erstere, die unberufensten im Reiche der Wissenschaften, als Diktatoren auftreten, mit eiteln Machtprüchen feck über Dinge entscheiden, die sie oft nicht einmal zum deutlichen Bewußtseyn zu bringen im Stande sind, und den Stempel der apodiktischen Gewißheit ihren Hirngespinnsten aufdrücken.



Man betrachte doch einmal einen großen Theil der ersten eifrigen Anhänger neuer Entdeckungen und neuer sogenannter Systeme, die uns das scheidende Jahrhundert noch in seinem letzten Decennio gebar, man betrachte sie doch einmal, wie sie parasitisch zehrten an den Geistesprodukten großer Männer, auf Unkosten dieser plagiarisch luxurirten, wie sie dem Focus nahe rückten, um wenigstens reflektirenden Glanz der Außenwelt darzubieten, kümmerlich aus ihrem eigenen Aschenhäufchen ein kleines Flämmchen hervorbliesen — und man wird sich nicht mehr wundern, wenn solche Menschen gerade das Uninteressanteste einer neuen Entdeckung, eines neuen Systemes auffassen, wenn sie: als Brownianer alle Krankheiten durch ein Paar sinnlose Worte zu erklären glauben; als Galvanianer die entblößten Schenkelnerven eines Froeschens armiren und sich, wie Kinder, bloß an den artigen Zuckungen der Muskeln belustigen; als Gallianer jede intellektuelle Fähigkeit in ein Klümpchen Hirn hineinbannen, den Schädel darnach sich bilden lassen und nun die Organe, wie sie sich ausdrücken, auf der Oberfläche betasten, denn vom Fühlen ist beym größern Theile derselben gar nicht die Rede.

Es ist hier nicht mein Zweck, mich in eine kritische Untersuchung obengenannter Entdeckungen einzulassen. Diese lieferten auch schon mehrere vortrefliche Männer, die sorgsam dabey die Schlacken von dem reinen Metalle trennten. Ich möchte hier nur einige irrige Meinungen über die neuesten Entdeckungen eines Mannes zu berichtigen suchen, der als stiller Beobachter in der Werkstätte der Natur seit vielen Jahren fortarbeitet und von dessen



Untersuchungen seine unberufenen Schüler das gelehrte Publikum sowohl als die Profanen, stets wider seinen Willen, höchst falsch benachrichtigten.

Bei meinem zweyjährigen Aufenthalte in Wien hatte ich das Glück, sehr oft in den Kreis des großen Naturforschers D. Galls zu treten, sehr oft seinen Privatvorlesungen und den Sektionen von Menschen- und verschiedenen Thier-Gehirnen beyzuwohnen, und oft hörte ich diesen Gelehrten mit dem größten Unwillen gegen die Ausposauner des sogenannten Gall'schen Systems eifern, dessen Principien er selbst noch nicht einmal hinlänglich eruiert zu haben gesteht.

Daß Gall jetzt, wie ehemals, bey seinen Untersuchungen auf dem Wege der Analogie und Induktion wanderte, kann ich versichern und ich bin fest überzeugt, daß dieser in Erfahrungs-Wissenschaften (wie die Naturwissenschaft in ihrem ganzen Umfange ist) auch der einzig richtige ist. Allein eben so fest bin ich auch überzeugt, daß man auf diesem Wege nicht die Principien zu einem Systeme der Naturwissenschaft oder eines ihrer Zweige finden wird.

Auf dem Wege der Analogie und Induktion finden wir die richtigsten Mittel, die aber höhere Spekulation erst gehörig ordnen und zu einem systematischen Ganzen verbinden kann.

D. Galls Entdeckungen sind also sehr weit entfernt, jetzt schon auf ein systematisches Ganzes Anspruch machen zu können. Sie liefern uns vielmehr nur bis hierher richtig beobachtete Thatsachen und D. Gall selbst ist bescheiden genug, sie jetzt noch für nichts anders, am wenigsten für Etwas Vollendetes auszugeben.



Dies beweiset theils schon die Zurückhaltung, mit welcher er bisher noch nicht als Schriftsteller auftrat und über seine Entdeckungen dem gelehrten Publico Nichts öffentlich mittheilte (*), statt dessen aber mit den größten Naturforschern unserer Zeit, einem Blumenbach, Cuvier, Sömmering, Fischer u., sich verband, ihnen verschiedene Hauptideen vorlegte, ihre Einwürfe scharf prüfte, manche seiner frühern Behauptungen zurücknahm, die er bloß im Kreise seiner Schüler geäußert und welche einige von diesen, die Worte des Meisters wirklich schülerhaft beschwörend, ohne fernere Prüfung dem gelehrten Publico als apodiktisch gewiß wieder vorplauderten; theils daß sich Gall in den letztern Jahren bloß mit der vergleichenden Anatomie verschiedener Menschengehirne mit einander, verschiedener Thiere mit diesen und dann wieder verschiedener Thiergehirne unter sich, beschäftigte und sehr selten von der äußern Schädelbildung mehr Erwähnung that; mit der größten Zurückhaltung ebenfalls unter seinen Zuhörern sich äußerte, immer mehr die geheime Werkstätte der intellektuellen Fähigkeiten ausspähen zu wollen, und statt ehemals die Oberfläche, so jetzt mehr die innere Bildung des Gehirnes, zu berücksichtigen schien.

Ob er nun gerade den Geist in der quantitativen Masse auffinden wird, das ist eine andere Frage. Und

(*) Einige physiologische Ideen in seinen philosophisch-medizinischen Untersuchungen über Natur und Kunst im gesunden Zustande des Menschen ausgenommen, die aber nur schwache Säge von seinen fernern Untersuchungen waren.



ich gestehe es offen, daß es mir immer an D. Gall mißfiel, keine qualitative Verschiedenheit des Gehirnes, vielleicht in einzelnen Gebilden desselben, berücksichtigt zu sehen.

Unsere intellektuellen Fähigkeiten bieten doch so tausendfache Modifikationen, so unendlich viele Nuancen dar, daß es mir unmöglich dünkt, daß diese sich durch quantitative Masse ausdrücken könnten. Und wollen wir doch nun einmal unsere intellektuellen Kräfte bloß aus Form und Mischung des Gehirnes entspringen lassen, so müßte, wie gesagt, meiner Meinung nach, die Qualität selbst mehr in Anschlag gebracht werden, als es von D. Gall bisher geschah (*).

So viel ich weiß, hat das gelehrte Publikum noch keine Nachricht von Galls neuer Verfahrungsart, die Zergliederung des Gehirnes betreffend.

Hier also für den wißbegierigen Leser eine Skizze davon, um dem Zwecke dieses Aufsatzes näher zu kommen.

D. Gall beurtheilt nämlich die Verfahrungsart der ältern Anatomen in Rücksicht der Zerlegung des Gehirnes theils durch Vertikal-, theils durch Horizontal-Schnitte, vom Scheitel zur Grundfläche als zweckwidrig, indem nothwendig, durch das schichtenweise Wegnehmen einzelner Hirnthteile, Gebilde getrennt werden, welche doch ein Ganzes konstituiren, und ihr Zusammenstimmen, ihr Ineinandergreifen gerade dadurch getilgt wird.

(*) Ueber diesen Punkt äußerte Reil vor einiger Zeit gleiche Meinung.

Dieses veranlaßte nun D. Gall, gerade den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, nämlich das Gehirn von der Grundfläche zur Scheitel hinauf zu zergliedern (*).

Statt daß die ältern Anatomen das Gehirn als den Anfang des sensiblen Systems ansehen, sieht er im Gehirn dessen Ende.

Steigt man einmal auf der Stufenleiter der Organisation hinauf, von der niedrigsten Thierbildung, die noch an wahre Vegetation gränzet, bis zur möglichst individualisirten, zu dem Menschen, betrachtet man in ihm dann wieder, wie die Natur auch in der intelligenten Welt bestimmte Stufen hält, dann möchte man wohl durch Gall's Idee sich eher befriedigt finden, wenn er das Gehirn als die Blüthen und die Frucht eines Baumes betrachtet, dessen Wurzel in den Extremitäten, dessen Stamm mit seinen Aesten in dem Rückenmarke sich repräsentiret.

Einige aphoristische Sätze, welche als eben so viele Resultate von Gall's neuerer Verfahrensart in Rücksicht der Zerlegung des Gehirns betrachtet werden können, werden sie deutlicher ins Licht setzen.

Nach den Behauptungen älterer Anatomen bildet die Rinden-Substanz mit der Mark-Substanz der

(*) Schade, daß Vieq d'Azur's schöne Tafeln des Gehirns so auf einmal allen Werth verlieren, indem Gall sehr deutlich zeigt, daß mehrere davon nur Produkte des anatomischen Messers, aber nicht der Natur sind. Doch glaube ich sie durch Erscheinung von Gall's eigenem Werke auch völlig entbehrlich. Einige colorirte Kupfertafeln, welche er mir zeigte, waren vortreflich gerathen.



beyden Hemisphären des großen Gehirns mehrere Windungen (*), welche sich in dem Gehirne selbst tiefer verlieren und verschiedene Bildungen darbieten sollen, welche die meisten Zergliederer bis auf den heutigen Tag noch sehen und mit vielen mystischen Namen (***) belegen.

Auf dieses tiefe Eindringen der Kindensubstanz stützten sich nun auch mehrere ihrer Beobachtungen, daß nämlich bey Hiebwunden oft zwey bis drey Zoll tief die Kindensubstanz sey weggenommen worden ohne Verletzung einzelner Geistesverrichtungen.

D. Gall zeigt nun aber sehr deutlich die Unrichtigkeit solcher Behauptungen.

I.

„Das große Gehirn ist keine weiche breyartige Masse, seine Windungen verlieren sich nur scheinbar in die Tiefe und bilden gleichsam nur eine Haut, welche aus zwey Lamellen besteht, wovon die Lamelle der Kindensubstanz, die kaum eine Linie dick ist, jene der Marksubstanz bedeckt.“

Und bietet uns die Natur im frankten Zustande bey großen Wasserköpfen nicht das nämliche Phänomen dar, wo wir das Gehirn als eine wahre Haut mit verlöschten Windungen, gegen den innern Schädelraum anliegen se-

(*) Gyri.

(**) Z. B. der Trichter, die Schreibfeder, der gerollte Wulst, der Balken.

hen, welches ja zu den abenteuerlichen Behauptungen Anlaß gab, als hätte man bey einigen Wasserköpfen kein Hirn gefunden.

Wer sich damit beschäftigen will, die Windungen des großen Gehirns von der weichen Hirnhaut und der Spinnwebhaut zu entblößen, wird ohne viele Mühe bey einem noch consistenten Gehirn sich vom eben Gesagten überzeugen und so das große Gehirn auf einer Tafel ausbreiten können, welchen Versuch D. Gall zur größten Verwunderung vor Aerzten und Layen oft wiederholte.

Die Rindensubstanz ist nun zwar verschieden an Dicke in Rücksicht des Alters, und man könnte sagen, ihre Quantität stehe im umgekehrten Verhältnisse mit jener der Marksubstanz in den verschiedenen Lebensperioden. Bey Kindern nämlich ist mehr graue und weit weniger Marksubstanz, mit zunehmendem Alter ändert sich aber dieses Verhältniß. Sollte nicht auch bey dummen Menschen die Rindensubstanz im Vergleich gegen die Marksubstanz größer an Masse seyn? In der ganzen Natur findet man es doch so ziemlich bestätigt, daß, wo sie viel auf die Ernährung verwendet, die Sphäre der Intelligenz sehr beschränkt ist. Und sehen wir nicht oft bey Schwindsüchtigen den Geist sich mächtig entwickeln, wenn das Schwinden der thierischen Hülle ihn nach und nach gleichsam entfesselt?

Daß die Rindensubstanz, welche (wie uns gut gerathene Einspritzungen überzeugen) beynahe aus bloßen Blutgefäßen besteht, hauptsächlich zur Ernährung der Marksubstanz bestimmt sey, ist wohl ausgemacht. Manche sehr voluminöse Köpfe, die oft so hohl als Kirch



ihurmskndpse sind, scheinen mir obige Meinung zu bestätigen.

II.

„Die Marksubstanz, die eigentliche Organenmasse des großen Hirns, ist der Sitz aller mit Bewußtseyn verbundenen Empfindungen, aller Denk- und Willensverrichtungen.“

III.

„Das Ende jedes Nerven verliert sich in dieser Masse, entweder immediat, wie die der Sinnenwerkzeuge, oder mediat, durch das verlängerte Rückenmark, wie die andern Empfindungs- und Bewegungs-Nerven.“

Vortreflich zeigte dieses D. Gall, indem er das verlängerte Rückenmark, wo es sich unter der Barolsbrücke weg in die gestreiften Körper verliert, darstellte, und letztere in cylinderartigen Fäden bis an die Marksubstanz verfolgte. Die Marksubstanz selbst zeigte sich stets mehr oder weniger faserig. Fontana's Entdeckung, daß die Marksubstanz aus vielen durchsichtigen, vielfach gekrümmten Cylindern bestehe, wird dadurch sehr bestätigt (*).

(*) Boerhave's Versuche, welche er im Jahr 1747 in Leiden an Hunden, denen er mit dem Trepan die Schädelknochen wegnahm, um mechanische Reize auf das entblößte Gehirn anzubringen, machte, liefern ebenfalls noch wichtige Belege dazu. Rein mechanische Reize, welche Boerhave auf die harte Hirnhaut und auf die Rindensubstanz anbrachte, erregten keine



IV.

„Gewisse Gebilde der Marksubstanz entsprechen bestimmten intellektuellen Fähigkeiten, so wie andere den Organen der äußern Sinne, andere den übrigen Empfindung; Bewegungs-Nerven.“

Aus der Analogie ist dieses sehr wahrscheinlich. D. Gall hält es für gewiß, und das ist das Prinzip, wovon seine Untersuchungen ausgehen.

V.

„Das ganze große Gehirn ist also nichts, als die Ausbreitung der verschiedenen Nerven, welche den Sinnenorganen, den Empfindungen und den Willensäusserungen vorstehen, auf eine größere Fläche, in Verbindung mit den Organen für die intellektuellen Fähigkeiten.“

VI.

„Die Größe des großen Gehirns steht mit der Größe der gestreiften Körper einigermassen in geradem Verhältnisse.“

VII.

„Der Nerven ist hohl.“

schmerzhaften Aeusserungen, keine Convulsionen. Reizte er aber im Gegentheile die Marksubstanz des Hirns, so erfolgten gleich die schrecklichsten Zuckungen, welche sich nach einigen Minuten mit Lähmung der Willkür unterworfenen Muskeln endigten, obgleich der Kreislauf und das Athemholen noch sieben Stunden ununterbrochen fortdauerete.



An dem Nieschnerven des Pferdes (*), den D. Gall bis an die Marksubstanz sehr deutlich verfolgte, bewies er dieses auffallend dadurch, daß er durch sein Nasenende Luft einblies, wodurch das Gehirn aufschwoll. Dies scheint mir vielen Aufschluß über die Erregung des sensiblen Systems, über die schnelle Erweckung der organischen Thätigkeit durch starke Gerüche zu geben (**).

VIII.

„Der dünnere oder dickere Nerve eines Organs entspricht seiner geringern oder größern Energie.“

Es ist daher im Allgemeinen Unrecht, wenn Sömmering behauptet, die Größe des Gehirnes stehe im umgekehrten Verhältnisse mit der Dicke seiner Nerven. Der Rüsselnerve des Elephanten und der Sehnerve des Adlers sind vorzüglich dick, weil die Energie der Sehkraft bey diesem, die Energie der Bewegung bey jenem in beyden Organen vorzüglich groß ist. Sehn wir denn bey Amaurotischen nicht ähnliche Erscheinungen, wo die Sehnerven nach und nach schwinden, so wie die Energie der Sehhügel nach und nach verlöscht?

(*) Sömmering verfolgte bisher nur die Nerven bis an die Hirnhölen.

(**) Die Corpora Mamellaria des Pferdes, die man bisher so ziemlich verkannte, sind nichts als sein Nieschnerve.



IX.

„In dem Theile des verlängerten Rückenmarkes, welcher die Pyramidenkörper bildet, durchkreuzen sich die Nerven nicht, wie man bisher glaubte, sondern durchschlingen sich nur und treten so auf derselben Seite heraus, wo sie zur Durchschlingung hereintraten, nicht auf der entgegengesetzten.“

Wie sieht es denn nun mit der Erklärung der Hemiplegie aus, wo nämlich die linke Gesichtshälfte und die rechte Körperhälfte gelähmt sind, welche man aus der Durchkreuzung der Nerven in den Pyramidenkörpern herleitete.

X.

„Das kleine Gehirn verbindet sich mit dem großen Gehirn durch seine Schenkel, welche die Barols-Brücke bilden, deren Größe auch mit der Größe des kleinen Gehirnes in geradem Verhältnisse steht. Die Schenkel des kleinen Gehirnes vermischen sich nämlich mit den Pyramiden-Körpern.“

Das kleine Gehirn ist bey den Thieren im Verhältnisse zum großen Gehirne größer. Besonders bey den nagenden Thieren (*) findet man das kleine Gehirn im Verhältnisse zu dem großen vorzüglich entwickelt, welche Klasse auch besonders durch ihre Instinkte merkwürdig ist. — Es scheint als wäre das kleine Gehirn gleichsam der Focus, wovon unsere niederen Triebe, jene, welche mehr zur

*) Glires, les Rongeurs.



1 thierischen Hälfte des Menschen gehören, ausstrahlen. Auf der niedern Stufe intellektueller Bildung scheint es schon empor, da, wo von Entwicklung des großen Gehirns kaum noch eine Spur ist.

Das, was wir Leidenschaften nennen, Handlungen, die wir meist bewußtlos begehen, die so wenig von unsern Verstandeskraften gezügelt werden können und wovon wir die Kopieen immer unter minder edeln Thierklassen wiederfinden, sollten diese nicht auch aus diesem Focus hervorsprühen? Ich möchte beynahе das kleine Gehirn bey den Menschen den Focus seiner Bestialität nennen (*).

Ich glaube bisher wohl deutlich genug gezeigt zu haben, daß D. Gall sich nicht bloß mit sinnlosem Kopfgreifen beschäftigt, nicht wie ein zweyter Lavater aus der so trügerischen menschlichen Larve setzt schon alle seine intellektuellen Fähigkeiten, seine Leidenschaften zu entwickeln glaubt, den

(*) Daß das kleine Gehirn, meiner Meinung nach, bloß der unferen Willkür entzognen Muskelbewegung und unsern unwillkürlichen instinktmäßigen Handlungen gewidmet sey: dieses bestätigen ebenfalls noch Boerhave's Versuche. Nämlich: daß der Kreislauf und das Athemholen bey Hunden nach wenigen Minuten aufhörte, sobald er mechanische Reize auf die Marksubstanz ihres kleinen Gehirns anbrachte. Und finden wir denn nicht bey Zornigen, bey beglückt Liebenden einen sehr schnellen, starken Puls, freye, vermehrte Athemzüge; bey Furcht, bey unglücklicher Liebe, bey Geiz hingegen schwachen, kleinen Puls, bestemmtes Athemholen verbunden mit gelber Gesichtsfarbe und öftern Seufzern. Sind dies nicht offenbare Beweise von einer zu sehr vermehrten oder verminderten Reaktion des kleinen Gehirns auf die der Willkür entzognen Organe des Kreislaufs?



Geist gleichsam zu betasten wähnet. Obige wenige Resultate seiner Untersuchungen, die für den Denker gewiß reichhaltig genug sind, beweisen das Gegentheil dieser Meinung offenbar.

So etwas konnten dem großen Naturforscher auch nur Schüler zur Last legen, deren innere Sinne vielleicht so stumpf waren, daß sie durch den äußern gröbern Sinn des Tastens jene suppliren mußten, und daher selbst lieber rüftig Etwas Reelles betasteten, als Etwas Ideelles als Psychologen philosophisch entwickelten.

Nicht zufrieden, das gelehrte Publikum von D. Galls Entdeckungen oft sehr falsch zu benachrichtigen, machten es sich mehrere seiner Schüler sogar zur Belustigung bey jeder Gelegenheit in gesellschaftlichen Zirkeln D. Galls Entdeckungen auszukramen, so daß es vor wenig Jahren in Wien gleichsam zum bon-ton gehörte, sich über Galls Schädeltheorie, wie man sie nannte, zu unterhalten (*), sich wechselseitig die Köpfe zu betasten, mit schlauen Blicken den Hinterkopf und den breiten Nacken der Damen zu verfolgen, und obchon manches naive Weiberurtheil Lachen erregte, so konnte man sich eines gerechten Unwillens über die Verpflanzung einer wissenschaftlichen Entdeckung auf Gemeinplätze doch kaum erwehren.

Wer mit D. Galls Entdeckungen, so wie sie seine Schüler dem gelehrten Publico vorlegten, bekannt ist,

(*) Der nämliche Fall könnte vielleicht bald in St. Petersburg eintreten.



wird daher mit mir einstimmen, daß sie im Augenblicke noch nicht hinreichend sind, ganz bestimmte Regulative zur Entdeckung der intellektuellen Kräfte aus dem äußern Schädelbaue, vielweniger also noch Regulative für Pädagogik, für Nosologie und Therapeutik der Geisteskrankheiten zu liefern, über welches letztere man sich auch schon so manches Vielversprechende träumte.

Sollte auch D. Gall durch stete Untersuchung des Hirnbaues, die erste Bedingung einer geheimen Werkstätte für intellektuelle Fähigkeiten, nämlich ihre bestimmte Organisation richtiger ausgemittelt haben, so würde ihm doch noch eine schwere Untersuchung übrig bleiben, nämlich aus der Materie selbst die intellektuellen Kräfte zu deductiren, wenn sich nämlich ein Geist — aus Materie — erklären ließe.

Es wäre daher zu wünschen, daß D. Gall mit gleichem Scharfsinn und gleichem Eifer die Natur fernerhin beobachtete und richtige Thatsachen sammelte. Ihr Ordnen zu einem systematischen Ganzen und die Entwicklung der intellektuellen Kräfte aus (?) der materiellen Form (?) könnte dann einst vielleicht die Arbeit eines Naturforschers werden, der mehr Hang zur höhern philosophischen Speculation hat als D. Gall selbst.



Briefe über Italien, verdeutscht von Löchner

(Beschluß)

R o m.

Noch jetzt rieselt sie, die reizende Quelle, an welcher Numa mit seiner Najade einst sprach, bey welcher der Vorzeit Vestalinnen sich einst badeten. Wo ist aber der dunkle Hain, dessen religiöse Schatten die Quelle umschwebten. Nicht Egeria war die Gottheit, mit welcher Numa hier sprach. Das sanfte Gemurmel, die erfrischende Kühle, die schauervolle Stille waren es, die ihn begeisterten: haben sie doch auch mich begeistert! mit welchem innigem Vergnügen hab' ich diesen Gewässern zugehört! sie schienen mir die Namen aller derer entgegen zu plätschern, die meinem Herzen so werth sind. Das überhängende Gesträuche, der Epheu, die wilden Neben, wie sie das zerfallene Marmorgewölbe verschönern, wo Zephir so gern mit jungen Schatten spielt! — Ach, diese Korinthischen Kapitäl! hoch glänzten sie ehemals in der Luft; die Erde, die sie trug, schienen sie niederzudrücken mit ihrem Gewicht! Da liegen sie jetzt, vergessen im

Gras. Ihre geschmeidigen Acanthusblätter (*) sind jetzt mit Messeln durchwachsen. — Es tröste sich demnach alles was kriechet, denn alles was steigt muß fallen. So sind Roms Spaziergänge heut zu Tage beschaffen. Mögen andere immerhin Malereyen, Marmor, Münzen, Naturprodukte hier sammeln; ich werde nichts mitnehmen als Gedanken, wie sie am Fuße antiker Kolonnen entstehen, oder auf Siebeln zerfallener Triumphbögen, im Schatten der Gräber des Alterthums, auf dem moosbewachsenen Geländer rieselnder Quellen.

Heute wollte ich von Statuen und Gemälden, von Palästen und Obelisten nichts wissen, und ging in die Gärten der Villa Borghese, von übersättigter Bewunderung mich auszuruhen. Seit drey Stunden bin ich mit der Natur hier in diesen Gärten. So eben rannte eine niedliche Hirschheerde bey mir vorüber, denn als sie bemerkten, daß ich sie beobachtete, flohen sie alle davon, und zeigten mir, wie ihre schlanken, behenden Füße die Grashalme kaum niedertraten, über die sie wegschwebten. — Ich bestieg eine Anhöhe: Welch eine Aussicht, wie herrlich sind diese Aussichten! Roms ganzes Gefilde lag ausgebreitet vor meinen Augen. Wer mußte hier

(*) Acanthus ist die Pflanze, deren schöne Blätter dem griechischen Baukünstler den Einfall scheinen zugewinkt zu haben, sie in Marmor nachzuahmen, und seine Kolonnen damit zu erröhen. In den heutigen boudoirs sind die Säulen von Holz, und die Kapitälern von Straußfedern, folglich luftig und leicht.

nicht entzückt werden! Auf diesem großen Gemälde alle Arten der Kultur, aller Farben Mischung und Kontraste, die Menge von Palästen und Strohhütten. Die ganze Fülle des zu Ende gehenden Frühlings berührte so eben den ganzen Reichthum des beginnenden Sommers. Diese weite Ferne, wo das Gewölbe des Himmels auf die Erde sich neiget; diese Ansichten, so flüchtig, daß der zweyte Blick schon anders sie sieht als der erste, dieser ins Blaue schwindende Dunst, der die Gebirge umschleiert, der glänzende Schnee, der auf derselben Gipfel schimmert; hier und wieder Tannen, Pappeln, Cypressen, Grabmäler, zerfallene Wasserleitungen, so weit nur das Auge den Horizont erreichen kann! Besser noch als Alles gefällt mir dieses einsame Gebüsch. Hier muß man allein seyn, um sich allein zu fühlen. Der reinste Himmel wölbt sich über den lachendsten Bäumen, Bäumchen und Gesträuchen, die das dunkelste Grün so malerisch schattiret: hier steigt der stolze Porphyir in Kolonnengestalt schlank in die Höhe, und trägt gefällig die glänzend-weißen Marmor-Statuen. Dort winkt ein Säulengang durch das grüne Dunkel. Hier eine Venus, ein Apoll, ein Faun, aus den Zeiten des alten Roms, — verstecke dich nur in deinem Myrthengebüsch, man kennt dich doch wohl, gefährlicher Amor! — Kurz, aber vielsagend, und rührend sind diese Grabschriften auf Marmor. „Dem Vater, der mich liebte. Der Mutter, deren Brust ich gesogen. Meinem Kinde, dessen erster Blick in die Welt der Letzte war. Einer innigst- geliebten Schwester.“ — — Reizende Einsamkeit! Wie so ganz verborgen ist man doch hier im Schoße der Natur! — — Aber welch sanftes Getöse dringt allmählig



in die mich umgebende Stille! Es ist das begeisternde Abendkonzert, Philomele modelt ihre letzten Seufzer, Turteltauben girren ihre letzten Küsse, unzählige Vögel entfliehen der sie ereilenden Nacht, Zephyrus entschlüpfen den Blumenkelchen, die heute sich ihnen geöffnet. All das Gewässer, das in diesem Paradiese rieselt, oder quillt, oder steigt, oder fällt, rauscht oder plätschert, auf Gras oder Marmor, trägt harmonisch bey zu dem sanften Konzert. — Ach, daß ich in dieser Stunde meine Kinder könnte sehen um mich her hüpfen, an meiner Seite ihre liebenswürdige Mutter, die in meinen Augen so schön ist, denn Tugend und unsere Kinder sind ihre Schönheit (*). Wie würden sie mein Herz mit Glück und Freudengeschrey erfüllen! Meinen Sohn würde ich unter jene Lorbeerbäume führen, zu den Statuen des Brutus, des Cato, des Cicero: dort würde ich die junge Seele erwärmen, diese Marmorköpfe und ich würden von dem Geiste dreyer großen Männer mit dem Knaben sprechen. — — Aber schon kommt sie näher die Nacht, schon wankt der letzte Schimmer des Tages auf der Spitze dieses Obeliskes, schon ist er auf der Stirne dieser Venus erstorben. Welcher berühmte Villa Borghese, mögen andere deine Architektur, deinen Marmor, deinen Marmor, deinen Marmor, deine Erzgüsse, deine Malereyen, deinen Prachtaufwand verkünden! von dei-

(*) Leur aimable mère, belle de ses vertus et de nos enfans: eine Mutter, deren Schönheit ihre Kinder sind und ihre Tugend, ist ein schöner Gedanke.

nen Vögeln und Grasflächen, von deinen Turteltauben und Hirschen und Rehen werde ich sprechen; und was das schönste ist, in diesen schönen Gärten, die Stille, die Gemüthsbesänftigung werde ich rühmen, die deine einsamen Schatten verschönnern. Erwünschte Stille der Seele! Du herrschest in diesen Gärten, herrsche auch über mein Herz, sey mein Gefährte auf der stürmischen See menschlicher Leidenschaften. Leite mich durch alle die Qualen, die der Mensch erduldet, oder womit er andere peinigt. Treibe ihn ferner von mir, den Mismuth, der unaussprechlich denjenigen betrübet, der die Menschen kennt, und den Planet, der sie trägt, wenn er nachdenkt über Leben und Tod. — Von den Juden in Rom und ihrem Schicksal, nur ein Wort. Es ist bejammernswerther als irgendwo in der Welt. Ihrer sind an die 7000. Sie wohnen in einem besondern Quartier, wo sie die Nacht über eingesperrt werden. Wöchentlich einmal sind diese Unglücklichen gezwungen, eine Predigt anzuhören, in welcher ein Bekehrungspredner (Missionär) statt Argumente vorzutragen, sie mit Schimpfreden und Scheltworten überschüttet. Höre Einer nicht aufmerksam zu, so kommt der Schläger, und sein Prügel predigt Aufmerksamkeit auf die Rippen. Wer die erbauliche Predigt versäumt, erlegt eine Geldstrafe. Läßt ein Jude auch nur ein einziges Mal den Gedanken laut werden, er wolle sich taufen lassen, flugs kommt er auf zwey Jahre unter die Katechismusknaben. Sollte es ihn auch in der Folge bis zur Verzweiflung gereuen, das ist seine Sache, er muß seine Zeit aushalten. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Juden in Rom das allerarmseligste Leben führen, ihr Elend gränzt auf



der einen Seite an Befehring, auf der andern an den Tod. Seltsam genug! Man verfolgt sie, weil sie nicht Christen sind, und doch (*) ist allgemeine Menschenliebe die Grundlage des Christenthums. Oft habe ich fragen hören: wann werden die Juden zum Glauben der Christen sich bekehren? Meine Gegenfrage ist: Wann werden die Christen zur Toleranz sich bekehren? Wann werden sie einmal aufhören, Eingriffe zu thun, in die Gerechtigkeit eines Gottes, der auch der Juden Gott ist. Mensch! Mensch!! unseliges Geschöpf!!! Unaufhörlich klagst du über Schicksal, Himmel, Menschen, Regierungen! erinnere dich der Juden! vergiß die Juden nicht! denke an die Juden!!! denke oft an die Juden in Rom, wo der

(*) Mein Text sagt: „und wären sie Christen, so müßte das Christenthum in Verfall gerathen; ohne der Juden Verstärkung, kann der Glaube der Christen nicht bestehen.“ Ohne sich in dieses Dilemmas Grund oder Grund einzulassen, wollte der Uebersetzer die Stelle nicht so nude crude hinschreiben, wie sein Text sie gibt: am klügsten wäre es gewesen, frey zu gestehen, die Einen und die Andern wissen oft nicht was sie wollen, und zanken sich um Aber auch dieses läßt sich so nude crude nicht sagen. Vor nicht länger, als zwey Jahren ließ ein Mr. Sage in Paris einen historischen Atlas drucken, wo von Autorität der Bibel, von heiligen Büchern, vom auserwählten Volk Gottes, vom Peuple favori de Dieu, von canonischen und uncanonischen Büchern gesprochen wird, als wären Melanchthon, Buzer, Luther et Comp. die Verfasser. Kurz, Alles scheint darauf angelegt, die Welt noch tiefer zu obscuriren, als sie vor 500 Jahren es war. Mundus vult obscurari, obscuretur ergo!

Statthalter dessen thront, der seinen Schülern allge-
meine Menschenliebe zur ersten Pflicht machte.

Oeffentliche Religionsgepränge gibt es in Rom eine
große Menge, ans Herz aber spricht deren keines; an
Würde, Größe und Wohlstand fehlt es allen. Die Pro-
zession des Frohnleichnamsfestes hat keine andere Auszeich-
nung als den Papst und das Volk. Alle Mönche, alle
Pfarrer, alle Prälaten, alle Kardinäle, alle Brüder-
schaften, alle Sündenbüßer versammeln sich in der Petri-
kirche. Das Gewühl, das Geräusch, das Gelärm läßt
sich nicht beschreiben. Volkswellen stürzen herein, Volks-
ströme drängen sich hinaus. Zu den Füßen St. Peters
rauft man sich um das Glück die heiligen Füße zu küssen.
Um die Beichtstühle herum knieen ganze Legionen reuiger
Sünder. An einem langen Stecken schütteln die Beicht-
väter Vergebung der Sünden über sie aus. Ganze
Schwärme junger Leute beyderley Geschlechts, laufen von
Grabe zu Grabe, schäkern, schwatzen von Liebe. Engländer,
kalt und ernsthaft, messen die Säulen und Pfeiler.
Franzosen, lebhaft und tändelnd, trippeln herum, kramen
Scherz und witzige Einfälle aus. Deutsche stehen da,
schütteln den Kopf, und können nicht begreifen, wie auf
den Thüren der heiligsten Kirche in der Welt Gegenstände
in Erz gegossen konnten dargestellt werden, so schmutzig, daß
eine keusche Feder erröthen müßte, sie nieder zu schreiben.
In den Hallen der Kirche erblickt man bald ganze Reihen
von Abbées, die bis zur Erde sich bücken; denn es gehen
Kardinäle vorüber, bald ganze Scharen von Bettlern, mit
Lumpen und Wunden bedeckt. — Jetzt ist das Signal
zum Marsch gegeben. Jetzt defiliren schmutzige Büßer,



nach diesen schmutzige Mönche, nach diesen schmutziger Pöbel, in schmutzige Chorhemden gekleidet, mit Kerzen in der Hand: allerwärts, wo sie vorbeiy ziehen, erregt ihr possierlicher Anzug allgemeines Gelächter. Dann folgen die Prälaten, die Kardinäle, und endlich der Papst. Sein Militär empfängt ihn, das heilige Sakrament erwartet ihn. Unter Pauken und Trompetenschall bestreigt der Hohepriester und König ein Gerüste; unter diesem stecken ein Duzend handfeste Kerle, die Gerüste und Papst davon tragen. Er selbst hält die Monstranz. Es scheint, er kniee davor, er sitzt aber, welches nur diejenigen bemerken, die es wissen. In seinen gen Himmel gehobenen Augen schwimmen fromme Thränen, und zufrieden flüstert das Volk sich ins Ohr: sieh doch, wie der Papst hübsch ausieht. Das Militär folgt ihm zu Fuß und zu Pferd. So geht der Zug wieder zur Kirche hinein, der Papst stellt das Heilige wieder auf den Altar, ertheilt den Segen, und die Prozession hat ein Ende. Wie ganz anders waren dagegen religiöse Feste der altrömischen Welt!

Die Pfarherrn sind in Rom zugleich ein Werkzeug des weltlichen Arms. Ihrer sind neunzig, also eben so viel geistliche Kommissarien der weltlichen Politzey. Macht ein Seelsorger seinen Rapport, so wird man gehascht und eingesteckt: das gemeine Volk, wohl zu verstehen! Die höhern Klassen wissen auszuweichen, hier so gut als allerwärts. Zwar hat der Pöbel auch seine Manier auszuweichen, er bedient sich seines Messers; und dieses gebietet manchem gar zu despotischen Pfarrer Respekt. Ich habe einen solchen geistlichen Herrn gekannt, den des Pöbels Messer hinderte, auf der Straße sich sehen zu lassen. Zu



Ostern muß Alles kommuniziren, bey Strafe nicht zu kommuniziren, denn das bedeutet ja die Strafe der Exkommunikation. Nach Ostern machen die Pfarrherren ein Verzeichniß derer, die nicht kamen, und am Tage des heiligen Bartholomäus wird die Liste bekannt gemacht. Wer nicht kam, den thut der Papst in den Bann. Einer von den neunzig Seelsorgern pflegte sich anders dabey zu benehmen, er ließ die Ungehorsamen einstecken: kommunikire oder versauere im Gefängniß. Länger als sechs Wochen hielt es keiner aus. Im Jahr 1783 befahl der Papst eine Generalmission mit Ablass, für eine außerordentlich gesegnete Ernte dem Himmel zu danken. Damals aber war die Zahl der Nichtkommunicirenden so groß, daß der heilige Vater für rathsam hielt, den Katalog nicht zu publiciren, auch that er Niemand in den Bann, aus Besorgniß das Beyspiel möchte verführen, und die schon an sich große Zahl in der Folge noch größer werden. Aber, fragte ich einen dieser geistlichen Herren, warum dulden Sie all den groben Aberglauben? — Es mischt sich doch immer noch ein Bißchen Religion mit unter, war seine Antwort. — So? sagte ich, Sie machen es also wie Moliere, der den Médecin malgré lui schrieb, um seinem Misanthrope durchzuhelfen. — Der geistliche Herr lachte. Dieses Volk, erwiederte er, ist durchaus sinnlich, eine gereinigte Religion würde für den gemeinen Mann nicht körperlich genug seyn; hören, sehen, mit Händen greifen müssen sie ihre Religion, und dafür sorgt der Aberglaube. — Aber die große Nachsicht für Ausschweifung und Unsittlichkeit? — Das geschieht der Religion zum Besten; wären wir in diesem Punkt strenge,

man ließe sie vollends im Stich: mehrere dessfalls gemachte Versuche sind höchst übel ausgefallen. — Und der Edelibat? Herr Pater. — Der erzwungene ehelose Stand ist so zahlreich, daß man ihm schon ein wenig muß durch die Finger sehen, es wäre gefährlich, ihn zur Verzweiflung zu reizen.

Eine sonderbare Art von Andacht habe ich in Rom gesehen. Eine große Menge Volks bestrebte sich auf den Knien die schon ganz abgeriebenen Marmorstufen der Ara Coeli hinaufzuklettern oder zu rutschen. Jeder murmelte ein Gebet. Dieser, daß er doch möge in der Lotterie gewinnen; jenes Mädchen, daß sie doch möchte einen Mann bekommen; noch ein anderer, daß sich doch sein Liebchen möge erbitten lassen. — Von diesem Schlage sind dieses Volks Gebete, sagte mir ein Geistlicher. — Wer hätte wohl, des Lachens sich enthalten können!! Was liegt daran, fuhr der Herr Pater fort, während sie rutschen, thun sie nichts Uebels, und die Religion erhält sich. — Ja wohl! und der geistlichen Herren ihre Einkünfte verlieren nichts dabey. —

Mark Aurels Brustbild im Palast Borghese ist vorzüglich, sein Geist, seine Seele sprechen aus jedem Zuge des Marmorgesichtes. Ja! diese Schwermuth mußte Mark Aurels Gesichte ausdrücken: er liebte die Menschen, er wollte sie glücklich wissen, aber er kannte die Menschen. — Die Züge guter Fürsten studiren, ist Gewinn für die Seele, sie berauscht sich in der Abbildung, man glaubt die Gottheit vor sich zu sehen. — Der Apoll des Belvedere ist ein so vollkommenes Schöpfungsstück, daß man beständig an Marmor denken muß, um nicht zu

vergessen, daß er eines Menschen Werk ist. Es ist ein großes Glück, daß die Zeit diese Staunen erregende Vereinigung der vollkommensten Formen verschont hat; sie sind das Meisterstück des idealischen Schönen. — Michael Angelo's Geist war echt Admisch. So wie ein Riese nicht kleine Schritte machen kann, so konnte jener nichts Mittelmäßiges denken. Sein Kopf überdachte zu gleicher Zeit die Peterskirche, das Gemälde des jüngsten Gerichts, und Moses Bildsäule, drey Großheiten (*), jede einzlg in ihrer Art. Homer, Bossuet und Michael Angelo scheinen eine und dieselbe Denkkraft gehabt zu haben; sollte sie wohl gegenwärtig erloschen seyn?

Roms Katakomben hab' ich nicht wollen unbesehen lassen. Sie sind eine kleine Welt unter der Erde. Viele Straßen führen darin herum. Mehr als hunderttausend Leichname will man darin gefunden haben; lauter Märtyrerver! Zuweilen stürzt ein Gewölbe ein, man geht folglich mit Behutsamkeit hier herum. Einst besuchte ein junger Mann mit seiner Frau die heilige Höhle. Ein Wegweiser mit einer Fackel gehet voran, plötzlich stürzt ein Felsenstück hinter ihnen zusammen. — Es wird spät, man sucht den Wegweiser im ganzen Kloster, man sieht die Katakombenpforte noch offen, — schreckliche Ahndung!

(*) Leider ist dieses Wort weder Deutsch noch Teutsch, es erschöpft aber ganz die Idee, die der Verfasser anschaulich machen will. Der Russe sagt *velitschestwo*, aber in einem andern Sinn; sollte denn der Germanier nicht auch seine Großheiten haben?



Man geht hinein, man sucht, man erblickt den neuen Einsturz. Man ruft, — Klagegeschrey antwortet. Aber wie will man einen Fels weggrollen? wie einem zweyten Nachsturz vorbeugen? wo einen Ausgang möglich machen? — Bald hört man nur noch ein dumpfes Gestöhne, bald darauf hört man Nichts mehr. Man horcht, man wartet, man horcht wieder. Nichts mehr zu hören! — Man geht nach Hause. — Das hätte mein Führer nicht in den Katakomben mir erzählen sollen, denn das Haar sträubte sich auf meinem Kopf, und Eis floß durch meine Adern. — Und nun vollends die Jammerscene, die hinter dem Einsturz mein Geist sich dachte, als die Fackel allmählich erlosch! als sie den letzten Schimmer wirklich von sich warf, der Führer keinen Weg mehr sah, die junge Frau ihren Mann nicht mehr erblickte, als diese Finsterniß anfang für sie das ewige Todesdunkel zu werden, als sie wirklich in ihrem Grabe sich denken mußten! —! —! — und ich! — ich ging immer weiter und weiter! — Hier, erzählte mir mein Führer, versammelten sich die Christen in den Zeiten der Verfolgung, um bey Nacht ihre heiligen Mysterien zu feyern. Hier durchtönte ihr Gebet die unterirdischen Gänge, bis es deren Oeffnung erreichte und dann gen Himmel stieg. Eines Abends, während des Gebets, hört man ein großes Geräusch, sieht man eine große Helle. Es waren römische Soldaten mit Fackeln. Sie hatten die geheime Versammlung endlich ausgekundschaftet. Wie reißende Bestien stürzen sie hinein. Jedermann hält den Hals ihnen dar, sie haben nur die Nähe zu hauen: die vom Würgeschwert bewirkte Stille durchschauert die Fenker und verjagt sie.

Den Eingang vermauerten sie mit ungeheuern Felsstücken. Nach Jahrhunderten erst wurde das unermessliche Grab wieder entdeckt, und diese Gebeine gesammelt. — Ost komme ich, sagte mein Führer, hierher, auf die Einsamkeit, die Nacht, die Kühle des Grabes mich vorzubereiten. Unter der Erde muß man an das denken, was vorgeht auf der Erde, an das, was Menschen darauf vornehmen und zu bewirken sich einbilden. Die Kriegsheere, vor denen die Erde erzittert, die Räder der Triumphwagen, die über sie hinrollen, der Sturz der Städte und Reiche, — hier, in dieser Tiefe, ist das Alles unhörbar. Ich habe Wohlgefallen, fuhr er fort, an unterirdischen Hölen; hier lebt die Seele sich selbst. Soviel als Nichts sind hier die Sinne; der Gedanke ist Alles, und hoch erhebt er sich hier. Es ist, als müßte man unter der Erde den Weg zum Himmel suchen. Hier sollten die Großen der Welt zuweilen sich aufhalten, hier sollten sie heilen die Wunden, die Liebe, Neid oder Undank ihnen schlug. In Kurzem müßte hier Ehrgeiz ersticken! — Wir gingen endlich heraus aus den Katakomben, und ich hätte gewünscht, jetzt erst hinein zu gehen.

Die Villa Adriana ist ein Bezirk von zehn italiänischen Meilen. Hier ließ Kaiser Hadrian alles nachahmen, was er auf einer sechsjährigen Reise durch das römische Reich Merkwürdiges gesehen hatte. Hier lebte er sieben Jahre mit sich selbst, mit den Künsten und der Natur, die vereint, über Regierungsforgen ihn trösteten, wenn er zuweilen das Haupt eines Weisen von der Weltkrone entlastete. Auch pflegte er zu sagen, er habe eigentlich nur diese sieben Jahre gelebt. Nie hatte römische Macht etwas



Größeres ausgeführt als die Villa Adriana. Sie war Auswahl der Jahrhunderte der Künste, der ganzen damals bekannten Welt. Man denke sich die Stunden, wo Hadrian, mit Künstlern, Dichtern, Philosophen umgeben, hier umher wandelte und neue Anlagen befahl: hier ist Gold, nehmt ein Jahr, nehmt funfzigtausend Arbeiter, und seyd fleißig! — Man denke sich aber auch den Tag, wo Barbarey hier einfiel, und in Gesellschaft der Zeit anfang, zu zertrümmern, zu verwüsten. Die Zeit habe ich noch angetroffen. Was ich fühlte, als ein armer Bauer mir die halbvermoderte Pforte des Eingangs öffnete, kann ich nicht beschreiben! Mit banger Traurigkeit ging ich unter diesen im Gras und unter Disteln zerstreuten Trümmern umher. Karakalla, die Italiäner und die Zeit, haben hier Alles, Alles, Alles! der Erde gleich gemacht. Ich eilte, das Wenige zu besehen, was noch zu erkennen ist. Mir war, als hätte ich zu befürchten, Karakalla könnte über Nacht wiederkommen, und die Ueberbleibsel vollends vernichten. In einer der hundert Kammern, wo die Prätorianische Leibwache einst einquartiert war, wächst ein Feigenbaum in der Puzzolana. Durch das zerfallene Gemäuer finden einige Sonnenstrahlen den Weg zu ihm hin, und reifen seine Früchte. Neben einem zerfallenen Tempel des Jupiters steht jetzt ein Kuhstall. Auf dem Behälter, wo ehemals ein Löwe gebrüllet, sang eben eine Nachtigall und nicht weit davon murmelte ein Bach. Abwechselnd behorchte ich den Bach, die Rede, Philomelen und die Stille. Endlich kam die Nacht in dieses Denkmal der Verwüstung und vertrieb mich daraus.



In Rom gibt es nur dreyerley Menschen: den Papst, die Klerisey und das Volk. Was nicht zur Klerisey gehört, vom Prinzen bis zum Bettler, gehört zum Volk. Der römische Adel hat Nichts als den Glanz eines alten Ursprungs; auf das Volk kann er weder drücken, noch es unterdrücken. Ehre, Macht und Reichthum gehören der Klerisey. Der Himmel, den sie ehemals verkaufte, hat große Schätze eingebracht. Von sechs und dreyßig tausend Häusern in Rom gehören zwanzig tausend der Geistlichkeit, denn seit Jahrhunderten erbt sie und hat keine Erben. Die umliegenden Ländereyen sind zum Unterhalt der Einwohner nicht hinreichend, aber Rom hat seine Bullen, seine Ruinen, seinen Namen, und dieser Name ist ja Roms prächtigste Ruine! Rom bezahlt gegenwärtig seine Bedürfnisse mit Gold, denn der Ablass ist außer Cours gekommen. Auf den Ackerbau verstehen die Römer sich nicht. Von den Salzen dieses Bodens, von den Strahlen dieser Sonne wäre jedoch Alles zu erwarten, jetzt sind Krankheiten Alles, was sie hervorbringen. Unter hundert siebenzig tausend Einwohnern Roms sind zehntausend Bettler. Der sechste Mann gehört zur Klerisey. Fünf Frauenzimmer gegen eine Mannsperson, sind Folgen des gezwungenen Eclibats und Maßstab der Sitten. Die Kultur des Geistes ist vernachlässigt wie jene des Bodens. Jurisprudenz, Medizin, Theologie, kleine Liederchen, und sonst Nichts! Die beste Erziehung der Töchter ist, daß sie gar keine Erziehung bekommen. Die Gewalt des Papstes ist unumschränkt; er spricht, und es geschieht. Seinen Willen hat die Furcht vor dem Büttel und vor dem Teufel sanktionirt. Die

Finanzverwaltung gleicht einer Plünderung. Das Militär ist zum Lachen. Den Schatten einer Armee kommandirt der Schatten eines Generals. Die Schirren sind privilegirte Schelme, die mit unprivilegirten Schelmen sich herumbalgen, unter der Hand auch wohl mit ihnen theilen. Der Schirren-Chef muß dem Kardinal-Bikarius einen Wagen und zwey Pferde unterhalten. In dieser einzigen Zeile steckt ein ganzes Buch. Siebenhundert Freystätten in Rom, das durch die Fingerschen der Schirren, die Beschaffenheit der Galeeren, die nicht streng und sehr schlecht bewacht sind, dies Alles ist Schuld, daß die Kriminaljustiz so schlecht verwaltet wird. Hat ein Haus ein Kardinalswappen aushängen, so darf die Polizey keinen Geldschuldner herausholen. Es gibt Kardinäle, die mit diesem Vorrecht Handel treiben. Ungestraftheit ist in Rom eine Rente, ein Spekulationszweig.

Man sollte denken, Rom, als politischer Staat, sey seinem Sturz nahe; als gesellschaftliche Vereinigung müßte die Verwirrung aufs höchste gestiegen seyn; als bürgerliche Gesellschaft müßte das Elend je mehr und mehr überhand nehmen: — Nichts von alle diesem! Roms politische Verfassung hat Nichts zu befürchten, die gesellschaftliche ist ruhig, die bürgerliche hat wenig Ursache zu klagen. — Ohne Truppen, ohne Geld, ohne Schutz: noch Trukmittel, von mächtigen Nachbarn umgeben, sollte der Kirchenstaat eine leichte Eroberung seyn. Wohl wahr, aber keiner von diesen Nachbarn würde des Andern Besitznehmung mit gleichgültigen Augen ansehen. Religiöse Meinungen geben dem römischen Staat Soldaten in der ganzen Welt. Die römische Regierung besitzt, leihet oder



verkauft ein wichtiges Wort, das soviel werth ist als eine große Armee: „Alle Obrigkeit ist von Gott geordnet.“ — Nur erst alsdann wird des Papstes weltliche Macht sinken, wenn Religion ohne Aberglaube seyn wird: nun bedenke man, auf wie lange hin von dieser Seite Nichts wird zu besorgen seyn! Religion und Philosophie werden wahrscheinlich noch lange vergebens sich bemühen, den Katholicismus vom Aberglauben zu reinigen. Der schwache Menscheng Geist, die unüberwindliche Unwissenheit der niedern Volksklassen, die Macht der Gewohnheit, der Eigennuß der Leidenschaften, werden noch lange verhindern, daß die Religion ganz rein wieder zum Himmel steige, woher sie kam; daß sie jene erhabenen Begriffe wieder erlange, die der große Haufe wohl nie wird erreichen können. — Der Kirchenstaat ist schwach, aber je schwächer er ist, desto fester steht er gegründet: er hat Nichts mehr zu befürchten, weil von ihm Nichts mehr zu befürchten ist.

Roms öffentliche Ruhe ist leicht zu erklären. Der Papst hat wenig Gelegenheit seine Gewalt zu mißbrauchen; er ist nicht von hoher Geburt; die weltliche Krone unzertrennlich von der kirchlichen, war für ihn ein Glücksfund. Gemeiniglich ist er schon bey Jahren: nun aber strebt Niemand plötzlich nach neuen Bedürfnissen, Gewohnheiten, Talenten, Begriffen; dazu gelangt man nur nach und nach; und je älter man ist, desto langsamer geschieht es. Will der Papst als Oberpriester geachtet seyn, so muß er sich als Souverän beliebt machen. Geht etwa nicht Alles nach Wunsch, so wartet man auf ein neues Pontificat, welches nicht lange ausbleiben kann. Des Papstes



Oberherrschaft ist heilig, nothwendig, von kurzer Dauer. Diese dreyfache öffentliche Meinung ist die Stütze seiner Gewalt. Die Kardinäle an sich selbst sind Nichts, aber sie können Etwas werden, — Papst. Sie hüten sich demnach sehr, eine Gewalt zu schmälern, die dereinst ihre eigne werden kann.

Messerstiche sind in Rom nicht selten, aber kaltsinnig sieht man sie an, gleichgültig spricht man davon. Wahrscheinlich war der Mörder aufgereizt, pflegt man zu sagen. Der Gebrauch des Messers ist des Pöbels Zweykampf. Die Rache selbst aber wird durch die Besorgniß einer Wiedervergeltungsrache abgekühlt. Dessen ungeachtet ist die Rache in Rom ein Zweig der Polizey. Das Messer wäre jedoch leicht außer Thätigkeit zu setzen, man müßte nur die Freystätten aufheben, die Galeeren besser bewachen, und dem ermordet Sterbenden keine zweydeutigen Worte der Verzeihung ablocken: denn hat der Ermordete seinem Mörder verziehen, so ist die Kriminaljustiz entwaffnet. Unter dem Messer fallen freylich einige Opfer der Rache, aber es verhütet Unterdrückung, deren Opfer weit zahlreicher wären. Ein Großer, der unterdrücken darf, und ein Untergebener, der sein Messer weht, sind so ziemlich im Gleichgewicht (*). Wichtige Diebstähle sind Seltenheiten in Rom, denn der physischen Bedürfnisse sind wenige. Fruchtbarkeit und warmes Klima nähren und kleiden den Römer. Die Betteley ist hier eine Profession, der es an

(*) Ils sont à deux de jeu, sagt der Text.

Brot nicht fehlen kann. Hat der römische Bettler das thierische Leben, so ist er zufrieden und glücklich — wie sein Hund. Steigen die Lebensmittel im Preise und das Volk murret ein wenig, so achtet die Regierung nicht darauf, nur hütet sie sich vor dem letzten Tropfen, welcher das Gefäß drückender Unbilligkeit könnte überfließen machen, so wie jedes andere Gefäß von einem einzigen Tropfen, den es nicht mehr fassen kann, überläuft. Wird aber das Murren zum Geschrey, so erniedrigt man die Preise; Maß und Gewicht aber werden kleiner, und das Volk ist zufrieden. So ist das römische Volk, so ist das Volk in aller Welt.

Das größte Unrecht, das ein Papst dem Volk thun kann, ist — — daß er zu lange lebt, denn dadurch verzögert er die Ziehung einer Lotterie, wo Jedermann Loose hat und Treffer hofft. Die Kardinäle haben Papstloose; die Prälaten Kardinalloose; die Abbates haben Prälatenloose; der Adel hat Einfluß; oder Intriguen; oder Creditsloose; andere haben Loose auf Aemter und Bedienungen; Kaufleute, Handwerker, haben Hoffnung zu gewinnen, zu verdienen; Bettler haben Almosenloose: Jedermann ohne Ausnahme hat Loose auf bevorstehende Veränderung. — — Was soll denn diese ausgelassene Freude bedeuten? Diese öffentlichen Poffen? Diese allgemeine Trunkenheit von einem Ende der Stadt zum andern? Hat etwa Rom einen ausgezeichneten Sieg erschoten? — Ja, freylich hat es! — — Der Papst ist todt! —

In Rom herrscht eine allgemeine Höflichkeit, die bis an allgemeine Liebesung sich ausdehnt. Jedermann hat Achtung für Jedermann. Jedes Gesicht macht jedem an

dem Gesicht den Hof. Die besten Masken in der Stadt sind italiänische Gesichter: auch wird kein Italiäner je einem andern Gesichte trauen. Er traut nur der Sache, und nur dann erst, wenn er sie besitzt. Allen Anschein des Gegentheils ungeachtet, genießen die Römer einer wahrhaften Freyheit. Ueberfluß hat keiner, das Nöthige haben Alle, und dieses heischt so wenig! In einem warmen Lande ist der Hunger nicht dringend, eine Mahlzeit des Tages ist hinreichend. Der Durst verlangt wenig Wein, aber desto mehr Citronen und Eis. Kleidung erfordert nicht viel Umstände: wer nur nicht nackend geht, ist schon gekleidet. Der Geschlechtstrieb findet im Cicisbeismus seine Nahrung, in den Sitten seine Gemächlichkeit, im Beichtstuhl seine Vergebung. Die Sinne sprechen zu den Sinnen, und da sind sie bald einig. In diesem Betracht ist in Rom das Finden so leicht, daß man gar nicht braucht zu suchen. (Il y a tant de bonnes fortunes à Rome, qu'il n'y a plus de bonne fortune, sagt der Text.)

Die europäische Politik verläßt nach und nach den Kirchenstaat, wie das Meer dessen Ufer: er hat nicht viel mehr zu bedeuten. An politischen Stürmen nimmt er wenig Antheil mehr. Was dem Römer an Zeit übrig bleibt, verzehrt er mit Schlaf und Liebe, mit Eitelkeiten, theologischen Spißsündigkeiten und Prozessionen. Nach dem Mittagessen legt man sich schlafen bis sechs Uhr, hernach thut man Nichts oder man beschäftigt sich mit Nichtsereyen. (On ne fait rien, ou on fait des riens.) Sobald es Nacht ist, fliegt Alles aus, Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen; man schwärmt herum-

man geht spazieren, man frühstückt im Kaffeehaus, im Wirthshaus (bey einem Restaurateur, sagt die elegante Welt) und das dauert bis drey Uhr des Morgens. Jede Nacht ist ein Fest, und Amor ist Präsident. Wie sollten die Römer nicht glücklich sich schätzen! Absolution bringt ihnen das Vergangene in Vergessenheit, Religion zeigt ihnen eine stets heitere Zukunft. Wenn das Volk eifrig religiösen Ceremonien, d. h. frommen Schauspielen beywohnt, wenn es fleißig gewisse vorgeschriebene Wortformeln hersagt, so kann ihm ja der Himmel unmöglich entgehen.

Von der St. Peterskirche in Rom habe ich noch Nichts gesagt, denn keine Sprache hat Ausdrücke, die Großheit dieses Gebäudes würdig genug darzustellen. Vierhundert majestätische Säulen tragen zweyhundert kolossalische Statuen. In zwey prächtige Wasserbehälter steigt und fällt ein prächtiges Springwasser: zwischen inne steht der prächtige Obelisk aus Granit; in Aegypten gemeißelt, nach Rom herübergebracht, ward er auf Sixtus V. Befehl hier aufgerichtet; und das ist erst der Vorhof! Die Eitelkeit Julius II. machte den ersten Entwurf des Gebäudes; ein Tempel sollte sein Grabmal seyn. Leo's X. Genie fing den Tempel an. Nach mehreren Jahrhunderten vollendete ihn Sixtus V. Nichts gleicht dem Herzers hebenden, das man fühlt, wenn man zum ersten Male in diesem Tempel wandelt. Hier sollte Bossuets Stimme ertönen, und Rechenchaft fordern von den Thränen, von dem Blute, die auf Gottes Erde vergossen werden.

Folgende Zeilen schreibe ich in Frascati, wo Cicero's Tusculum stand. Man fragte mich, ob ich die Villa



Palmhill, oder Mondragone, oder Ludovisi gesehen wolle?
— Mein: die Villa Marcus Tullius Cicero will ich be-
sehen. — Antwort: sie ist zerstört. Die Stelle, wo sie
gestanden, weiß Niemand mehr. Ich besah also die Vila
la's. Wie werde ich wünschen, sie wieder zu sehen. Wer
Ermenonville gesehen hat, muß nicht nach Frascati kom-
men. Die Gewässer rieseln wohl noch, wie ehemals, von
den Bergen herab, aber in Kanäle, in Behälter sperrt
man sie ein; Springwasser und Kinderspiele macht man
aus den schönen Quellen, die die Natur bestimmt hatte,
Dichter zu begeistern, die Träumereyen des Empfindsamen
zu unterhalten, oder den Günstling des Glücks in Schlaf
zu murmeln. Doch konnten die heutigen Italiäner nicht
Alles verunstalten. Der herrlichen Ansicht konnten sie
Nichts nehmen, auch nicht dem ewig frischen Grün, auch
nicht den Grotten, wo noch jetzt alle Zephyrs, alle Hei-
terkeit eines schönen Tages, alle besiederten Sängere Zu-
flucht suchen und finden. Hier steht ein Hügel, wie ein
Vorhang vor dem fernen Horizont; auf dem sanft empors-
steigenden Abhang grünen die vereinigten Schätze des
reichsten Pflanzenlebens. Bäume mit allen Arten von
Blättern, Blüten, Schattirungen und Gestalten. Gel-
bes, braunes, rosenrothes Gesbüch wächst am Fuße des
Hügels, der blasse Olivenbaum, die trauende Cypresse,
die ewig grüne Pyramide, die Fichte, bilden seine Krone.
Zur Rechten erblickt man den See Regile, an dessen
Ufern das alte Rom den ersten seiner Siege erfoch-
ten; Tivoli's Hügel, wo einst Catull gewandelt;
Necker, die der alte Cato gepflüget; Moräste, wo Lu-
kull's Gärten gestanden; Anhöhen, auf welchen Cicero



dachte. In der Ferne liegen die Apenninen, Rom und das Meer.

Schreiben aus Avignon. April, 1785 (*).

Was ich hier am ersten zu sehen wünschte, war die sogenannte Fontaine von Daubluse. Gestern also ging ich hin. Ich weiß nicht, warum ich sage gestern, denn mich dünkt, ich sehe sie noch heute. Noch heute sehe ich mitten aus einer Bergkette, wie aus einem großen Trichter, einen Fluß herausströmen, wie ein Springwasser sich erheben, und plötzlich aus seinem Ufer treten, mit einem Ungestüm, mit einem siedenden Aufbrausen, mit einem Schneeschaum, mit einem Wassersturz, mit einem Donnergetöse, mit — umsonst suche ich Worte! Keine Dichtersprache, kein Malerpinsel wird je das schaudervolle Schöne dieses Anblicks darstellen. Nicht weit von dem Sturz ist dieses Wasserchaos gleich einem edlen Herzen. Uebereilung hatte es hingerrissen, Gutmüthigkeit besänftigt es wieder. Eben so leicht mäßigt sich hier ein tobendes Element. Aus schäumenden Silberwogen werden himmelblaue Wellen. Sie fließen, ergießen und verlieren sich auf einem smaragd

(*) Nachrichten, die schon zwanzig Jahre alt sind, sind selten interessant; Naturschönheiten bleiben immer schön, und hat sich in der kurzen Zeit Vieles geändert, so kann auch eine zwanzigjährige Antiquität verdienen gelesen zu werden.



benen Teppich; in unzählige kleine Bäche theilen sie sich, und so durchschlängeln sie ein reizendes Thal. Beym Ausfluß aus demselben vereinigen sie sich wieder, und so zusammengelassen besuchten, befruchten, verschönern sie, unter dem Namen La Sorgue, die paradiesische Grafschaft Avignon, (jezt Departement der Rhone-Mündung).

Delilles Dichtergemälde dieses schönen Erdenwinkels ist getreu und wohlgetroffen. Jeden seiner Verse hab ich wieder gefunden. Sie sagen die Wahrheit wie Prose, ein Lob, das Dichter und Reisende selten verdienen. Jedoch geben jene schönen Verse nur Rück Erinnerungen; nicht Begriffe des herrlichen Gegenstandes: ein Mangel, den jedes Gemälde hat und jede Beschreibung. In Delilles Wortmalerey fand ich weder all den Schnee noch all das Getöse, noch das sanfte Geplätscher, noch das harmonische Gemurmel, das die Natur mir darbot: auch die tiefgeschwärzten Felsen fehlen dem Gedicht, die mit dem Schaum der daran sich brechenden Wellen einen so malerischen Kontrast bilden. Sogar den grünen Teppich hat der Dichter auszubreiten vergessen, auf welchem die Najade ausruht. Wauchlöse ist das reizendste Gemälde, die einzige Erscheinung in der Natur, aber ich muß es mit dem Dichter nur gestehen: „Dies Gewässer, dieser Himmel, dieses zauberschöne Thal, fesseln nicht so sanft die Herzen, als ihr, Laura und Petrarck (*).“ Das Andenken an

(*) Mais ces eaux, ce beau ciel, ce vallon enchanteur,
Moins que Pétraque et Laure intéressoient mon coeur.
Delilles.



diese zwey Namen! belebt die ganze Gegend, verschönert und bezaubert sie. Auf allen Felsen habe ich ihre Denkmäler aufgesucht. Hier saßen sie einst! Hier entstiegen dem Petrarch all die unsterblichen Seufzer, die wir jetzt noch hören. Auf einem überhangenden Fels sitzend, hab ich Stunden lang in dem Geräusch dieses Gewässers, im Anschauen dieses frischen Grüns, dieses lachenden Himmels, in dieser Jugend des Frühlings, in Laurens und Petrarchs Andenken mich berauscht. Ehe ich wegging, wollte ich forschen, ob, wie Delille versichert, die Felsen Laurens Namen noch wissen (*)? Der Dichter muß es mir aber verzeihen, das undankbare Echo hat die Hälfte des süßen Namens vergessen. — Gehab dich wohl, reizende Fontaine von Bauchlöse! Kaum kennt man die Stellen, wo der macedonische Alexander seine Siege erfochten; der Ort, wo Petrarch und Laura sich liebten, wird ewig unvergessen bleiben. Dieses Gewässers Murmeln und jenes Sängers Verse werden den spätesten Jahrhunderten ihn noch verkünden.

Der Vicelegat von Avignon hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen; seltsame Veräußerung der höchsten Gewalt! Zwar haben die Gerichtstellen in Frankreich zuweilen das Recht, den König zu verhindern, Gnade zu ertheilen: eine Veräußerung, die noch weit seltsamer ist. Der Papst ist mit dem Vicelegat so zufrieden, daß er ihn zum Leuchterträger seiner Kapelle erhoben hat: in

(*) Et l'echo n'avoit point oublié ce doux nom.



der Päpstlichen Regierung ist das eine Standeserhöhung, ein Avancement. Gestern sah ich einen Mann, der aus Toulon von den Galeeren zurückkam, wohin ihn der Leuchterträger auf fünf Jahre ungerechter, widersinniger Weise verurtheilt hatte, denn er war . . . eines Mordes überwiesen, sagt das Urtheil. Dieser Unglückliche, er heißt Lorenzo, hat seine Strafe ausgestanden, obgleich der Oberbefehlshaber von Toulon und die allgemeine Stimme des Publikums laut seine Unschuld verkündeten. Eines Tages geht Lorenzo zu Toulon bey dem Arsenal vorbey. Ein anderer Gefangener sagt zu einem dritten: der Anblick dieses Menschen ist mir unerträglich. — Wie so? — Er ist hier wegen eines Mordes, den ich begangen habe. — Dieses hört Lorenzo. Welch ein Augenblick für ihn! Er spricht mit dem Verbrecher, bittet, flehet, beschwört ihn, schleunig das Geheimniß seiner Unschuld sichern Händen anzuvertrauen. Allein schon war die Seele des Nichtswürdigen dem Mitleiden wieder verschlossen, der Furcht des verdienten Todes wieder geöffnet. Mit Einwilligung seiner Vorgesetzten hat Lorenzo die Beharrlichkeit, während zwey ganzer Jahre den Zeugen seiner Unschuld zu erweichen zu trachten. Als Gnade erbittet er die Begünstigung, an eine und dieselbe Kette mit Jenem geschmiedet zu werden. Bis ins Hospital folgt er ihm. Was wandte er nicht Alles an, ihn zu rühren! Bey Tag, bey Nacht, und alle Tage und jede Nacht! — Umsonst! — Nach zwey Jahren endlich gelingt es seinen Thränen, seinem Flehen, die Bösewichtsseele wieder zu erweichen, Neue in ihr zu wecken, das Geständniß des ihm so wichtigen Geheimnisses zum zweytenmal von ihm zu

erhalten. Diesmal hörten es Zeugen. Ihre Aussage wird niedergeschrieben. Auf der Stelle läßt ihn der Befehlshaber ins Gefängniß werfen. Diese Strenge war unvorsichtig. Der Mörder läugnete Alles. Die fünf Galeerenjahre sind überstanden und Lorenzo ist frey. Wie kam er aber in dieses Unglück? — Eine Muthmaßung stürzte ihn hinein. Eine Muthmaßung?! — Der Ermordete hatte neun Louisd'or in der Tasche gehabt. Zwey Andere und Lorenzo werden ergriffen. Bey Jedem findet man drey Louisd'ors. Hier sind die neun Louisd'ors, hieß es, und ihr drey seyd die Mörder. Fort mit allen dreyen auf die Galeeren! — Zweye von den Dreyen starben in den Ketten! Da hätten wir denn die Geschichte des Calas, des Danglade, des Barons Trent, die Geschichte der Muthmaßungen, die Geschichte aller peinlichen Gerichtsstellen, England ausgenommen. Die brittischen Gesetze sind sehr behutsam im Verdammten, die französischen hingegen sehr behutsam im Lossprechen. Lorenzo geht nach Rom, zu den Füßen des Papstes eine Revision seines Prozesses zu erflehen. — Erflehen?!?! — Ich habe eine Bemerkung gemacht, die menschlichen Menschen (sie allein verdienen Menschen zu heißen) haben Mähe, ein Verbrechen zu glauben, und irren sich minder oft. Menschenliebe ist eine Leuchte ins Menschenherz. Was die Galeerenflaven in Toulon betrifft, so werden sie dort nicht übel behandelt. Sie arbeiten und werden bezahlt. Unglaublich und abscheulich ist es, aber gestehen muß ich es: Millionen Menschen leben vielleicht in Frankreich, die sich glücklich schätzen würden, auf den Galeeren zu leben, wenn sie nur



nicht dahin verurtheilt wären (*). Die Anzahl der auf die Galeeren Verurtheilten ist ein Jahr ins andere gemeinlich gleich groß. So zieht ein Schiff täglich eben so viel Wasser als die Pumpe ausschöpft. Wäre aber das Schiff besser beschaffen, das Holz sorgfältiger gefüget, wäre mehr Aufsicht im Schiff, so müßte es von Tag zu Tag weniger Wasser ziehen. — Kinder von dreizehn Jahren habe ich auf den Galeeren gesehn, weil sie mit ihren Vätern auf Schleichhandel ertappt wurden. Ihr Anblick hat mich bis zu Thränen betrübet. Ich hoffe aber lange genug zu leben, um die Kriminal-Legislatur Frankreichs und alle ihre Verbrechen dem Vaterland und der Welt vor Augen zu legen, und diese abscheulichen Ketten von den Händen der Kindheit zu reißen.

Schreiben aus Ober-Italien.

Die Stadt Nizza liegt auf einem felsigen, etwas ins Meer ragenden Amphitheater. Die Berge senken sich all-

(*) Mein Text sagt nicht unbestimmt Millionen, er sagt ganz bestimmt zehn Millionen, folglich zwey Fünftel der damaligen Bevölkerung. Wäre auch nur die Hälfte wahr, auch nur das Viertel, so müßte der Ausbruch der Revolution und ihr verheerender Lavaström minder auffallend scheinen. Nun vergleiche man damit die Stelle aus dem *Esprit de l'histoire*, und urtheile, was das für ein *Esprit* seyn mag!

mählig, und bieten dem Reisenden allerliebste Landhäuser an, wo Oliven- Maulbeer- Citron- Limonen- Orange- und andere Fruchtbäume aller Art in großer Menge wachsen, und den größten Reichthum dieser Gegend ausmachen. Hier gibt es Privatleute, die jährlich dreyhundert tausend Stück Apfelsinen, die Hälfte soviel Citronen, einernzen. Die Landhäuser um Nizza herum sind mit Engländern, Deutschen und Franzosen bevölkert, Jedes Haus ist eine kleine Kolonie. Hierher kommt man aus ganz Europa, dem Winter auszuweichen. In jener Jahreszeit ist Nizza ein Glashaus für schwächliche Gesundheit. Nur zwey Monate dauert hier der Winter, und streng ist er nie, obgleich ein Nordwind von den Bergen herab dem Frühling, dem Herbst, zuweilen sogar dem Sommer einen kleinen Verdruß macht. Der berühmte Thomas hat hier täglich vier bis fünf Stunden Leben gewonnen, denn Leben heißt ihm denken und forschen. Zu sehr beschäftigt ihn aber sein Ruhm. Seit dreyßig Jahren arbeitet er Tag und Nacht an seinem Nachruhm. — Ich habe hier rührende, ja sogar reizende Engländerinnen gesehen: als sie ankamen, welkten sie dahin, in Nizzas Luft blühten sie wieder auf. Hier ist eine Mistris B***, Frankreichs Rosen und Englands Lilien prangen auf ihrem Gesicht. Sie hat es zu verantworten, daß man in ihrer Gesellschaft fast das ganze schöne Geschlecht vergiftet; hat sie mich nicht sogar Nizza vergessen gemacht? — Der hiesige Erzbischoff hat die Aufsicht über den Buchhandel! mehr braucht man nicht zu wissen. Boileau's Schriften sind verboten. — Sitten muß man hier nicht suchen, Religion nicht viel, aber Kirchengehn in Menge. Am Tage,



wo wir abreisen wollten, schneyte es in Nizza; unser Landsmann Thomas hat sich aber im Namen des so seltenen Schnees bey uns entschuldigt. Es war nur eine Grille, sagte er, wir sollten dem Klima eine Minute übler Laune nicht übel nehmen.

Warum mußte das herrliche Italien von so vielen Felsen so traurig zerrissen werden? Dieser Gedanke folgte mir bis in das Fürstenthum Monaco. — Berachten muß man Niemand, ich besah folglich das Fürstenthum Monaco. Der Hafen ist voll von . . . drey Fischerbarken und einem Holländer: Schiffe. Zwey oder drey Straßen auf fast senkrechten Felsen, achthundert arme Leute, ein zerfallenes Schloß, ein Französisches Bataillon Besatzung, einige Fruchtbäume auf einigen Ländereyen zerstreut, und diese zerstreut auf einigen Felsen: das ist ungefähr das Fürstenthum Monaco. Hier hat Armseligkeit ihre äußerste Gränze erreicht. Der französische Befehlshaber der Besatzung weinte vor Freuden Landsleute zu sehn und sagte uns, wenn er ein Huhn mit uns zu theilen hätte, auf den Knien würde er uns bitten, es mit ihm zu verzehren. — Der Souverain von Monaco hat seinen Hofstaat. Seine Leibwache besteht aus zwanzig Mann, d. h. aus zwanzig Bauern. Er hat vier Kammerjunker, das sind vier Bürger. So oft er nach Monaco kommt, geht er, an der Spitze seines Hofes und seiner Unterthanen, in einer kleinen Kapelle dem Himmel für seine glückliche Ankunft zu danken. Ueber dem Haupteingang des Schlosses, einer Wirthshauspforte nicht sehr unähnlich — ist folgende Inschrift zu lesen: *Crypto porticum hanc etsi toti regum, imperatorum et summorum pontifi-*



cum ingressu decoratam, tamen tantae molis vastitati angustam, ampliavit, illustravit, exornavit, anno salutis 1623. Das heißt, (wenn ich anders Lateinisch genug verstehe, etwas so Prächtiges zu verdeutschend) Könige, Kaiser, Päpste in großer Anzahl haben diese Pforte durch ihren Eingang längst verherrlicht, Crypto aber fand sie für die Last so vielen weltsehenden Ruhmes viel zu eng, darum ließ er sie erweitern, verherrlichen und schmücken, im Jahr des Heils 1623. — Mehr hätte sich über den Eingang ins altrömische Kapitol ohne Unsinn nicht schreiben lassen. — Als wir zur Stadt eingingen, mußten wir unsre Namen einem Manne abgeben, den wir in seiner Werkstätte mit einer Schuhsohle beschäftigt antrafen; er war Hafenskommandant. — Uebrigens ist der Converán ein guter Fürst. Seine Unterthanen lieben ihn. Seine Staaten sind klein, daran ist er aber nicht Schuld.

Schreiben aus Genua. 1785.

Der Genuessische Nobile und Senator hat Paläste mit unzähligen unschätzbaren Meisterstücken der Kunst, er selbst aber wohnt in einem Winkel und scheint nur der Hüter seines Palastes zu seyn. Diese Pforten, diese Peristile, diese Treppen von spiegelglattem Marmor sind den ganzen langen Tag von einem Bettlerstrom überschwemmt, die auf Marmor und Porphyr das Ungeziefer zertrüben, was



mit sie übersät sind. — Den Palast des Doge habe ich gesehen. Von hier aus bläst er auf eine halbe Meilen Genueser den Geist seiner Regierung, den Geist seiner Gesetze, seiner Politik; d. h. den Genuesischen Geist bläst er aus. Hier stehen die Statuen der berühmten Männer der Republik. Im Vorbeygehen entrichtet man ihnen die Schuld der Nachwelt . . . einen Blick und eine Erinnerung. Aus der Wohnung des Doge ging ich in einen prächtigen Palast mit einem langen Säulengang, ich trat auf lauter Marmor von allen Farben, eine unermessliche Pforte öffnete sich, und ich war . . . in einem Hospital. Hier ist Raum für zwölffhundert Kranke. Auf Marmor also wandelt hier der Tod mit seiner fürchterlichen Sense. Die vortreflichste Ordnung, die möglichste Reinlichkeit, die äußerste sorgsamste Pflege, suchen hier einander zu übertreffen; mit einem Wort, es ist ein Hospital, in welchem Genesung keine Unmöglichkeit ist. Eine geheime Zufriedenheit hielt mich in diesem Tempel menschlicher Leiden zurück. — Zwey große Pumpen saugen in Genua unaufhörlich an jedem Gegenstand des Handels: zehn Prozent für innerlichen Verbrauch, und drey Prozent für Transitowaren. Bergamasken sind es, die an der Genuesischen Börse das einträgliche Gewerbe treiben, welches Stärke mit Redlichkeit verbunden, ihnen sichert. — Des heiligen Georgs Bank hab ich auch gesehen, wo unter hundert Schlüsselern das Wort des wichtigen Räthsels verwahrt liegt: „Besitzt die Bank Milliarden? oder ist die Bank Milliarden schuldig? — In diesem schrecklichen Räthsel liegt die Erhaltung des Staats, und zum Theil auch desselben Reichthum.

Was?! Genua hat nur Eine öffentliche Bäckerey, nur Ein öffentliches Gasthaus?? Und der Senat ist Verwalter?? Ja! Brot, Wein, Del, Holz verkauft die Republik und zwar ausschließlich. — Folglich doch Alles höchst wohlfeil und von bester Qualität? — Nein! Alles im höchsten Preise, und von der schlechtesten Beschaffenheit. Wer darüber murren will, mag murren. — Wie erträgt aber der Unterthan ein solches Monopol? — Er bettelt, er leidet, er stiehlt, er mordet, oder er geht ins Hospital. — Aber noch einmal! Wie erträgt er eine solche Unterdrückung? — Eine Unterdrückung, die man erträgt, ist noch nicht aufs Höchste gestiegen. Ein ganz volles Gefäß läuft noch nicht über: dazu gehört ein Tropfen zuviel. Es kommt demnach nur darauf an, daß die Nobile den Tropfen, der zu viel wäre, sorgfältig verhüten: daher opfern sie dem Geiz einen Theil ihrer Herrschergewalt auf. Die meisten Verordnungen bleiben unbefolgt. Drey Vierteltheile der Verbrechen bleiben unbestraft. Schreyt einer zu laut, so erkaufte man sein Stillschweigen. Man glaubt aber doch, der Tropfen Zuviel sey unvermeidlich. Was kümmert das aber einen Genuesischen Nobile? Wenn er nur reich ist! Die Haupttriebfeder, ein Land wohl zu regieren, fehlt ihm; er hat kein Land, er ist — Kaufmann.

Die öffentliche Brotfabrik mußte ich doch besuchen! das Gebäude ist unermeslich. Hier, das Brot für die Reichen; dort, das Brot für die Armen. Allerwärts sind die Armen eine Art Mittelwesen zwischen dem Reichen und dem Vieh; nur dem letztern weit näher als dem erstern. — Ich wollte das Armenbrot kosten.....

Glücklich ist das Vieh! — Aus dieser Bäckerey nahm ich Eindrücke mit, die das Gefühl für alle Schönheiten und Schätze der Paläste stumpf machten. Wer das Elend bemitleidet hat, muß nicht gleich darauf Pracht und Herrlichkeit beschauen; der Uebergang verursacht Schmerz im Aug und Herz.

Fünf Klassen von Unglücklichen schmachten auf den Genuessischen Galeeren. Verbrecher, Schleichhändler, Deserteurs, Türken und freywillige Galeerenklaven. — An der Kette? und aus freyem Willen? — Ja! — Diese Klasse besteht aus Armen. Zwischen Hunger und Tod sucht die Regierung sie auf; in diesem so ängstigen den Dornenpfade lauert man auf sie. Ein paar Thaler verblenden die Unglücklichen, der Klang des Geldes macht, daß sie die Galeerensauszer nicht hören. — Armuth und Verbrechen an einer und derselben Kette!! Des Vaterlands Diener und den Verräther des Vaterlands trifft einerley Strafe! — Ist ihre achtjährige Löhnung bald zu Ende, so hat man den Kunstgriff, ihnen Geld vorzustrecken; sie gerathen folglich in Schulden. Das Geld ist bald verzehrt; wiederbezahlen können sie nicht, sie müssen folglich acht andere Jahre ihres Lebens verkaufen. Unter Schuldenmachen und neuen Anwerbungen verlebt Mancher sein ganzes Daseyn auf der Galeere, auf dieser niedrigsten Stufe des Elends und der Entehrung.

Für wen, fragte ich meinen Begleiter, für wen dieses niedrige, dunkle, feuchte Gefängniß? Ein Unterschlag macht ja sogar einen zweyfachen Kerker daraus! Was mögen das wohl für Thiere seyn, die oben und unten liegen? sie können ja kaum kriechen! Lange Haare be-

gegeben, das man von ihnen nicht hätte erwarten sollen. Diese Türken haben ihre Moschee. Die Protestanten in

unsere getauften Mitrepublikaner, Mitchristen, Mitpapisten dran fauen, warum nicht auch die ungetauften Mahometaner? Luft, Wasser und Brot sind sie nicht werth, ihren Mahomet wollen wir ihnen lassen, nehmen werden sie sich ihn doch nicht lassen; auch ist Genuesische Toleranz der Weg nicht, ihnen ihren Allah zu verteiden.“ — So ungefähr mag das Genuesische Senatus Consultum gelautet haben, das über das Schicksal dieser, auf Kaperschiffen von Genuesischen Kapern, genommenen Türken, Algerer zc. entschied. An eine Auswechselung ist bey Diebs-Expeditionen nicht zu denken. — Haben nun die Genuesischen Galeeren einen reichen Fang gethan, so geht der Serenissimo Doge, an der Spitze des Serenissimo Senato, in den Tempel des Abendländischen Allah, singen ein *Te Deum laudamus, te Dominum confitemur, omnes infideles damnamus, omnes circumcisos torquemus, ad maiorem Dei gloriam: Kyrie Eleison!* und rühmen ihre Milde gegen Kriegsgefangene, die sogar ihre Tempel haben, und wären es auch Tuneser, Tripolitaner oder Türken. Ich vermuthete aber, die Persiflage ist eine Gånbe meiner Urschrift. Der Geiz war Stifter der Moschee in Genua, dadurch suchte man den Levantischen Seehandel in Thätigkeit zu erhalten. Der Namestein in Rom nahm Sechinen und sagte: *Dominus vobiscum!* Nun denke man, wie es in Genua mag gebraust haben, als der Tropfen zuviel vor einigen Jahren niederfiel, und das ganze Gefäß wirklich überfloß! *Un vase d'iniquité qui déborde, doit bouillonner comme le cataracte d'Imatra, comme la fontaine de Vaucluse. Malheur alors à celui, que le torrent de ce cratère entraîne, que la lave volcanique engloutit! Une explosion doit être horrible, si dans l'espace de quelques jours, de quelques heures, elle est pressée de venger des siècles d'oppression.*

Frankreich haben (1785) keine Kirchen. Nur noch ein Wort, um die Genuesischen Galeeren vollends auszumalen. Von Bank zu Bank sah ich verkaufen, beneiden, bezanken, heimlich und gierig entwenden was denn? — — Ueberbleibsel vom Küchenkehricht, die den Gassenhunden in Ecksteinwinkeln nicht mehr gut genug waren. — — Nein, Genua! deine Paläste sind bey weitem nicht groß, nicht zahlreich, nicht glänzend genug: man sieht ja deine Galeeren!!! — —

Das Genuesische Hospital der Unheilbaren, für einen denkenden Kopf, für ein fühlendes Herz, weich ein Anblick! — Wie! keiner von diesen neunhundert Unglücklichen, die der Schmerz auf das Leidenslager ankettet, keiner von allen wird je wieder gesund werden? Leben müssen diese abgelebten Greise noch? Leiden sollen diese schwächlichen Kinder so lange sie leben? Wer könnte ohne Schauder in diesem prächtigen Palast der Schmerzen umherwandeln? Hier hört man keinen andern Laut als Seufzer und Stöhnen. Unglückselige Schlachtopfer des Lebens! Empfanget meine Thränen. Neben den Armen, die ihre Gesundheit verloren, sind in einem andern Saal jene noch weit Unglücklichern, die den Verstand verloren. Der ganze Ausschuß des Menschengeschlechts ist denn also hier versammelt. Künftige Woche wird der Senat diesen Tempel des Unglücks besuchen. Schon reinigt man alle

Aber wozu dieses Deklamiren! Ueber jenen Punkt ist längst Alles gesagt, wie wenig aber ist noch gethan?



Betten, schon schmückt man alle Mauern, schon räuchert man alle Zimmer; das heißt: Schon arbeitet man an einer gräulichen Lage. So zeigt man einem reisenden Könige seine Staaten.

Man kann in Genua den Adel, ich wollte sagen, dessen Vorzug oder Vorrecht kaufen. Der alte Adel war gezwungen seiner Sicherheit dieses Opfer zu bringen. Ein reicher Bürger wird geadelt, und man fährt fort, den neuen Nobile zu verachten, aber man hört auf ihn zu fürchten. Hätte man den gar zu reichen Bürger in der Volksklasse gelassen, so würde es nicht lange möglich geblieben seyn, ihn zu verachten, und man hätte bald anfangen müssen ihn zu fürchten. — Die Reichthümer des Genuessischen Adels sind unermesslich; es gibt ihrer Mehre, die eine Million Einkünfte haben. Lakayen, Pferde, Mönche sind ihr Schaugefolge. Die Kunst zu geben, verstehen die Genuesser so schlecht, daß ihre Gaben die Bettelley in Flor bringen. Hier ist kein Bettler, der zu besfürchten hätte, hungerig und durstig sich schlafen zu legen. Der Handwerksmann ist nicht immer so glücklich. — Das Militär zählt kaum zweytausend Vertheidiger der Republik. Die oberste Militärgewalt bleibt länger nicht als drey Monate in denselben Händen. Der Vierteljahrs General kommandirt im schwarzen Kleide, kurzen schwarzen Mäntelchen mit langen, fliegenden Haaren.

Die öffentliche Meinung, diese unsichtbare Macht, die oft jeder andern Stelle vertritt, und über kurz oder lang jede andere unterjocht, diese ist in Genua Nichts. Das Herz hat aufgehört zu gehorchen. Der Staat hat so viel Köpfe, daß er nicht sagen kann, er habe ein

Haupt. Hier ist das Ballotiren sogar bey Verfassung der Gesetze üblich; unsichtbar ist demnach der Genuesische Gesetzgeber. Der Senat gleicht einem alten Mann, der fast immer schläfrig ist. Zwey Jahre dauert die Würde des Doge. Während dieser Zeit darf er, ohne Erlaubniß, nicht aus seinem Pallast gehen: das Haupt des Staats ist folglich ein Staatsgefängner des Staats. Oft muß man, um die zu einer Deliberation erforderlichen Senatoren vollständig zu haben, diese Väter des Vaterlandes, wie zum Frohndienste, durch angedrohte Geldstrafen zusammen bringen.

In Prozeßverhandlungen sprechen die Advokaten sitzend, eine Stellung, die dem Mechanischen der Beredtsamkeit nicht günstig ist: auch ist Wohlredenheit dieser Herren geringste Sorge. Schlägt es zwölf, so steht der ganze Gerichtshof auf, die Zuhörer fallen auf ihre Kniee: Alles schweigt, sogar der Advokat! — Warum denn? — Man muß ja Angelus beten! — — Selten wird ein Verbrecher mit dem Tode bestraft. Dem Volke gilt Ungestraftheit für Freiheit. Dem Adel heißt Freiheit ungestrafte Unterdrückung. Vermöge dieser zwey Arten frey zu seyn, sind Pöbel und Adel so ziemlich quitt. Erst kürzlich sollte ein Verbrecher hingerichtet werden. Der Senat wollte begnadigen. Das Volk wollte nicht. Es fehlte nicht viel, so hätte man ihn auf dem Wege nach dem Schaffot entwischen lassen. Das Volk haschte ihn aber und zwang die Justiz, ihn hinzurichten. Er hatte — zehn Mordthaten begangen.

An den Stadttoren von Genua sind einige Schandhschriften in Stein gehauen, gewisse Verbrecher der öffentli-



hen, täglichen Verwünschung Preis zu geben. Mit Schandschriften und Ehrensäulen ließen viele Tugenden sich wecken, viele Laster vertilgen: es gäbe eine öffentliche Moral (*). — Der Genueser ist rachsüchtig, — warum? — weil es so schwer ist, Recht zu erhalten. Dies erklärt die Menge von Meuchelmorden, ihren Beweggrund, ihre Ungestraftheit. Meistentheils ist ein Meuchelmord nicht so sehr ein Verbrechen, als eine ausübende Gerechtigkeit, und diese muß doch auf die eine oder auf die andere Art gehandhabt werden. Alle Völker haben mit dieser Art von Kriminaljustiz den Anfang gemacht. Der Zweykampf ist ein Bruchstück und ein Beweis jener Kriminaljustiz.

Die weltliche Macht pflegt in Genua bey der geistlichen um die Erlaubniß nachzusuchen, während der Fasten Fleisch zu essen. Diesmal hatte der Adel einen großen Stockfischvorrath zu verkaufen. Der Senat hielt folglich um keine Bewilligung an. Der Staat fastete, gehorchte der Kirche und aß Stockfisch: aber die Stockfischmagazine

(*) An einem der Stadthore Strassburgs stand noch Anno 1770 folgendes Sprüchelchen in Stein gehauen, mit sehr alter Schrift: „Gottes Barmherzigkeit, der Pfaffen Geizigkeit, und der Bauern Bosheit, dauern in alle Ewigkeit.“ — Die Herren Kanonici Sancti Petri, die Herren Patres Societatis, hätten das Ding gern weggehabt. Der Magistrat aber, seys nun wegen der Barmherzigkeit, oder der Geizigkeit oder der Bosheit; seys wegen des in trino veritas, fand die öffentliche Moral noch immer passend, und das Sentenzlein blieb, und sieht vielleicht noch.

wurden leer und des Adels Stockfisch wurde verkauft. — Das Volk hegt gegen den Adel einen Abscheu, der nicht selten in öffentliche Verwünschungen ausbricht. — Der Verfall der Sitten, der Künste, der Wissenschaften ist ganz handgreiflich.

Was ist doch eigentlich ein italienischer Cicisbeo? Wie kommt eine Frau zu ihrem Cicisbeo? Wie läßt eine Mannsperson sich dazu brauchen? Wie kann ein Ehemann seiner Frau einen Cicisbeo erlauben (*)? Ist er etwa des Mannes Adjunkt? In wie weit ist er des Mannes Representant? Welchen Einfluß hat diese Sitte auf die Sitten? Findet man Spuren davon bey andern Völkern? — Lauter verwickelte Fragen! — Hier meine kurze Antwort: Der Genuesische Cicisbeo ist der Pariser Hausfreund. — Der Genueserinnen ihr Mezzaro ist eine Art von Schleyer; unter diesem kann ein Frauenzimmer ganz allein und unbescholten ausgehen,

(*) Gemeinlich ist ein verheyratheter Mann der Cicisbeo einer andern Dame. Da heißt es denn, wie Pfeffer sagt:

„Mein Mann besucht um Mitternacht
 „Das Weib des Nachbars Stephen;
 „O, wüßt' ich, was er da gemacht?
 „Jedoch, ich wollt' es treffen.
 „Er mag zum Nachbar wandern,
 „Und wenn er einen Schwager macht,
 „So mach' ich einen andern.“

Nicht selten läßt sich eine Jungfer Braut den Gebrauch eines Cicisbeo schon in dem Ehepacten verschreiben. Swinburn, Reise nach Italien.



so oft sie will, und hingehen, wohin sie will. Ihr Schleyer verbirgt sie zwar nicht, er deckt und verdeckt nur ihren Liebesfleischhandel. Die genuesischen Sitten gränzen ganz nahe an Unsittlichkeit. In Genua ist man nicht Mutter, nicht Sohn, nicht Tochter, nicht Bruder, nicht Schwester. Man hat Erben und Kollateral-Erben. Nicht einmal Geliebter oder Geliebte ist man hier: man ist Mannsperson oder Frauenzimmer.

Hazardspiele sind öffentlich erlaubt. Wenn aber souveräne Herren den ganzen Morgen an der Börse in den öffentlichen Fonds spielen, so ist es ganz natürlich, daß sie den ganzen Abend in Karten spielen. Zum Mittag; oder Abendessen in Gesellschaft versammelt man sich nie. Bey andern Zusammenkünften werden Erfrischungen herumgegeben, und der Cicisbeismus geht seinen raschen Gang. — Der Aberglaube steht in Genua auf seinem höchsten Gipfel. Schwarz gepflastert scheinen die Straßen vor lauter Priestern und Mönchen. Die Lampen vor den vielen Madonnenbildern machen eine nächtliche Straßenbeleuchtung entbehrlich. Es herrscht hier so viel Zügellosigkeit, daß das Gewerbe öffentlicher Freudenmädchen nicht einträglich ist. Hier sind der geistlichen Herren so viel, daß sie die Religion verdrängen; hier sind der Regenten so viel, daß sie die Regierung verschrecken; hier sind der Almosen so viel, daß Bettler zu ganzen Scharen herumstreichen. Das Albergho di Poveri (Zuflucht der Armen) ist einer von Genuas prächtigsten Palästen, seine Marmorsäulen aber und ihre Menge sind mir unausstehlich: jede Kolonne hat den Unterhalt mehrerer Armen ver-



schlungen. Ich sehe getrübtete Menschen noch lieber als geglätteten Marmor. Hier wohnen die Armen nicht wie in einem Gefängniß. Morgen, wenn sie wollen, können sie ausziehen; Knaben mit einem Handwerk, Mädchen mit einer Aussteuer. Unermeßlich sind die Einkünfte dieser Stiftung, für die vierfache Zahl von Armen würden sie hinreichen, aber das Institut hat Administratoren. In der Kirche dieses Armenpalastes, dieses Marmorhospitals hat Puget eine Marien: Himmelfahrt in Marmor gemeißelt: ein Wunder wollte er darstellen, und sein Meißel that Wunder. — Die genuessischen Kirchen haben viel Aehnlichkeit mit Schauspielhäusern. Vergoldung, Verzierung, Malereyen, Marmor die Menge! — In einem Tempel der Gottheit sollte das Herz nichts finden als die Gottheit. Zwischen Gott und Mensch sollte Nichts vorhanden seyn als das, wodurch das endliche Wesen dem Unendlichen sich nähert; Nichts als das, was den Ewigen vom Sterblichen scheidet, . . . das Unendliche.

Schreiben aus Lukka.

Ich erwache in einer Stadt, wo vor zweytausend Jahren Pompejus, Cäsar und Crassus die Römische Welt zerrissen, und sich drein theilten. Als sie diesen Vertrag unter den Augen von viermalshundert tausend Kriegsleuten unterhandelten, schliefen sie in Lukka gewiß nicht so sanft als ich. — Statt des Römischen Senats fand ich den



Lukkesischen Senat! Das Lukkesische Reich ist acht französische Quadratmeilen groß. Eine Bevölkerung von hundert und zwanzigtausend Menschen hat hier das Geheimniß gefunden, ein ganzes Jahr zu leben: man darf sich nur gefallen lassen, die halbe Zeit nicht satt, oder noch besser, gar nicht zu essen. Dieser in einem fruchtbaren, aber zu enge beschränkten Boden gepflanzte Baum, hat noch überdies das Unglück, zweyhundert auslaufende Zweige zu haben: ich meine die zweyhundert Adelfamilien. Auf der einen Seite das Vorrecht zu unterdrücken; auf der andern die Nothwendigkeit, es zu erdulden — das nennt man hier zu Lande Freyheit: auch steht das Wort LIBERTAS mit goldnen, großen Buchstaben an allen Stadtthoren, an allen Eckstraßen. Das Volk liest das goldne Wort und — glaubt an Freyheit (*). Der Lukkesische Adel unterläßt nicht, jährlich ein großes Fest der Freyheit zu feyern. — Aber wie ist es möglich, daß das Volk an Freyheit glaubt? — Wie? Glaubte es doch an den Volto Santo, wörtlich übersetzt: an den heiligen Flug, das heißt, an das fliegende Kreuz. Dieses ist ein hölzernes Kreuzifix, dem man an Wochentagen Karmoissinsammne,

(*) Eben so der brittische Matrose, der gestern auf einem Kaufahrer aus Ostindien nach Hause kam: heute wird er seinem Weibe von der Seite, seinen Kindern aus den ihn umschlingenden Armen gerissen, und auf ein Kriegsschiff gepreßt. Morgen wird er zum Krüppel geschossen und singt: Rule Britannia! — Singt er aber auch: God save te Sailorpress?



an Sonn- und Festtagen aber goldstoffene Pantoffeln anzieht. Ehmals stand es in der Kirche des heiligen Ferdinands, wo es ihm vermuthlich nicht mehr gefiel; auf einmal flog es davon, und stellte sich mitten in die Kapelle der Hauptkirche, wo es jetzt noch steht.

Die Versammlungen der adelichen Damen heißen Konversationen. Die Langeweile ist Präsident, sagten mir die Damen im Vertrauen. Ich wußte es aber schon, denn einer Jeden saß der Präsident auf der Stirne. Hier zu Lande trauert das schöne Geschlecht Jahr aus, Jahr ein, denn es ist verboten, sich anders als schwarz zu kleiden. Während des Karnavals aber, das heißt mehrere Wochen hindurch, kleidet sich jede Dame, wie es ihr beliebt, und täglich wechselt Farbe, Stoff und Form ihres Anzugs. Sonderbare Art, der Kleiderverschwendung zu steuern. — — Warum man veraltete Gesetze nicht abschafft? fragte ich. — Weil in Republiken jede Neuerung schädlich ist, war die Antwort. — Das mag wahr seyn. Wo der Gipfel die Grundfläche zerquerscht, kann die geringste Bewegung der Unterlage den Sturz des Gipfels bewirken. — — Wer Lust hat, Bücher zu sehen, die nie Jemand lesen wird, muß die Bibliothek im Jakobinerkloster besuchen. — — Gestern war der Senat von fünf Uhr Abends bis vier Uhr des Morgens versammelt. Wovon war die Rede? — Einem Feldwebel ein Gnadengehalt zu ertheilen. — — Die Lutkesischen Bauern halten viel aufs Stechen. Selten entsteht ein Zank ohne Messerstich. Fast jedes Scheltwort erwiedert das Messer: bey dergleichen Argumenten sind Händel bald beygelegt. —



Aber meine Reise geht weiter. LIBERTAS, lebe wohl!
Dich werde ich sobald nicht vergessen (*).

Schreiben aus Pisa.

Ehe man von Lucca nach Pisa kommt, gelangt man zu den Pisanischen Bädern. In dem schönsten Marmor rieselt das schönste Wasser, und mit ihm, sagt man, quillt die Gesundheit. Hunderttausend Einwohner zu den Zeiten der Medicis sind auf funfzehn tausend zusammengeschmolzen, denn der Ostindische Handel geht nicht mehr über Italien. Der Dom der Pisanischen Hauptkirche, eben so wie das Reich der Römer unter seinen Cäsarn, fällt schon seit Jahrhunderten, ich ging folglich vorbey, ohne daran zu denken, daß er über mir einstürzen könnte. Hätte ich aber jenen Umstand nicht gewußt, wohl hätte ich mich gehütet, ihm nahe zu kommen, so schief steht er da! — Haben etwa diese Kirchpforten aus Erz dem Virgil seine spirantia mollius aera in die Feder gesagt? Diese gegossenen Figuren scheinen wirklich zu athmen. — Sierbenzig antike Granitsäulen hat der Gothische Geschmack in

(*) Der Verfasser war Franzose: diese Herren lassen nicht gern ein bon mot zwischen Zunge und Lippen ersterben: ist's Perisiflage, was er in diesem Briefe sagt, so mag sein Rationalgénieus ihn entschuldigen. Ist's Wahrheit? so — — — ich schweige.

dieser Kirche zusammengedrängt, und ihnen dennoch Nichts von ihrer Schönheit benommen: wo sind aber die alten Tempel, zu denen sie ehemals gehörten? Verschwunden sind sie! — — Im Campo Santo, der ehemaligen Begräbnißstätte der Pisaner, sah ich das Denkmal, welches der König von Preußen dem Algarotti hat setzen lassen: Ovidii aemulo, Newtoni discipulo, Fridericus secundus. — Ovids, Algarotti's, Newtons und Friedrichs Namen auf einem Grabstein! — Der Garten dieses Klosters ist heilige Erde. Die Pisaner hatten sie, zu den Zeiten der Kreuzzüge, aus Palästina mitgebracht. Diese Erde verzehrt eine Leiche in Zeit von einer Stunde (*). All dieser Marmor, alle diese Grabchriften, dieses große Kloster, diese Stille, diese Einsamkeit, diese heilige Erde, diese berühmten Namen, diese Jahrhunderte! — wie das Alles das Herz ergreift, rührt und drückt! — —

Schreiben aus Florenz. 1786.

Die schönste Gemälde-Sammlung in der Welt ist zu Florenz. Heute aber kann ich an Malereyen, an Bildhauereyen, nicht denken: ich habe Leopold gesehen, Leopold, den Freund seines Volks. Alle nicht unentbehrliche Aufkla-

(*) Wer's nicht glaubt, mag sich darein begraben lassen.



gen hat er abgeschafft. Vom Militär behielt er nur soviel als zum Modell nöthig war. Die kostspieligen Festungswerke von Pifa sind geschleift, denn das waren Menschen verschlingende Steine. Der Hof verborg ihm sein Volk, er hat keinen Hof mehr. Die Toskanischen Hospitäler sind Leopolds Lustschlöffer. Nicht ohne Thränen der Nahrung konnte ich diesen Luxus der Barmherzigkeit, der Menschenliebe ansehen. Ueber dem Eingang liest man: Leopold, Vater der Armen. Diese Inschrift war überflüssig. Aus Hospitälern erschallen hier die Hymnen eines sich glücklich fühlenden Volks. Man braucht kein vierhundertjähriges Diplom, dem Großherzog vorgestellt zu werden. Wie der Gottheit Tempel, steht sein Palast Jedermann offen. Drey Tage in der Woche sind besondern Audienzen gewidmet. — Malern vermuthlich? Dichtern, Tonkünstlern? — Nein! Unglücklichen. Alle Gewerbe sind frey; nur ein einziges ausschließliches Privilegium gilt hier; wem? — Dem Genie. — Gebete ohne Zahl, ohne Ende, um eine gesegnete Ernte, bringen jetzt nicht mehr, wie sonst wohl oft, Hungersnoth über das Land, denn die meisten Feiertage sind abgeschafft. Dem Aberglauben entriß dieser weise Fürst eine große Anzahl von Tagen, die er der Arbeitsamkeit, dem Ackerbau, den Sitten wieder zurückgegeben, und das Jahr damit verlängert und bereichert hat. Das Civilgesetz ist vereinfacht, das peinliche gemildert. Seit zehn Jahren floß kein Blut auf dem Schaffot. Eins nur fehlt den Gefangenen, — die Freyheit auszugehen. Milde Gesetze erzeugen sanfte Sitten. — — Zwey Verordnungen, die Kleiderverschwendung betreffend, sind vortreflich: gute

Ausnahme jedes einfach gekleideten bey Hofe, und des Fürsten Beyspiel in einem ganz anspruchlosen Anzug. Wenn die Sonne über Leopolds Staaten aufgeht, sitzt er schon und regiert sie. Um sechs Uhr des Morgens hat er schon manche Thräne abgetrocknet. — Der Adel findet sich nicht vorgezogen genug, die Klerisey nicht gefürchtet genug, die Bettelmonche nicht bereichert genug. Der Besamte klagt über allzuviel Aufsicht, aber Leopold sieht gern mit eigenen Augen. Prinzen will er aus seinen Söhnen nicht erziehen, das sind sie ja schon; aber Menschen, das müssen sie erst werden.

Man erwartete in Florenz einen Besuch des Königs und der Königin von Neapel. Die Unkosten zu bestreiten, hat man dem Großherzog eine kleine Auflage vorgeschlagen. — Meine Frau hat noch für drey Millionen Juwelen, war seine Antwort. Leopold ist glücklich, denn sein Volk ist zufrieden. Man denke sich einen solchen Beherrscher, in einer stillen Unterredung mit Gott, wenn er am Abend dem Schlaf erlaubt, auf einige Stunden ihm das sorgsame Vaterauge zu schließen. — Nur noch ein Wort, ganz eines Titus würdig. Man bedauerte einst in Gegenwart des Großherzogs, daß seine Staaten nicht größer wären. Ach! erwiederte er, und doch sind der Unglücklichen noch so viel!

Die Betteley ist eins der größten Verbrechen der menschlichen Gesellschaft; religiöse Vorurtheile und Privatinteresse schützen sie im Toskanischen. Hier braucht man die Bettler, um zu erfahren, welcher Priester in dieser



oder jener Kirche Messe gelesen (*)? Wie viel Kerzen auf und neben dem Altar brannten? Ob viel Leute in der Kirche waren? Ob der oder die gebeichtet? und dergleichen Wichtigkeiten. Die Bettler verrichten allerley kleine Aufträge u. s. w. Sollte die Regierung die Betteley einschränken, so würde der Eigennuß über Tyranny, der Aberglaube über Gottesvergessenheit schreyen. Es ist schwer, einem Mißbrauch beyzukommen, der tiefe Wurzeln hat, die bis unter den Altar sich erstrecken. — — Todesstrafe und Folter sind zur Probe vor der Hand abgeschafft. Eine gute Gesetzgebung muß, wie eine gute Naturlehre, auf Erfahrung sich gründen. — — Bey Strafe der Exkommunikation sind gewisse Artikel aus dem Kirchenstaat ins Toskanische einzuführen verboten. Bey dieser Gelegenheit erzählte Leopold selbst folgende Anekdote: Ein römischer Bauer brachte die verbotnen Waren, des Verbots ungeachtet. Als er gefragt wurde, ob er die Exkommunikation nicht fürchte? antwortete er: Die Waren bringe ja nicht ich, sie bringt mein Esel, die Exkommunikation fällt auf seinen Buckel. — — Ein gemeiner Tisch, einige Breter für Bücher und Schriften, ein Leuchter von Blech! — wer arbeitet in diesem Kabinet? — Leopold. Der Unterthanen Glück ist sein Luxus.

Wer hat diesen Pilatus gemalt? sein Ausdruck ist sprechend. Er hat so eben Christum für unschuldig erklärt, und wäscht sich die Hände. Seitwärts blickt er auf

(*) Ob Skaramuz, Polischinelle, ob Skapin am besten tanze? sagt ein deutscher Dichter.



den Angeklagten. Aus diesem Blick lassen sich ganz deutlich die Worte lesen: „Fürwahr, dieser Mensch scheint mir nicht strafbar, aber was kümmert das mich! Laß sie ihn hinrichten: je m'en lave les mains: das heißt, diese Rabbinerpolitik wasche ich mir wie Schmutz von den Fingern.“ — Auch den berühmten Mardini hab ich in Florenz gehört. Entweder ist seine Violine eine Stimme, oder sie hat eine Stimme. Er hat Fibern meines Gehörs berührt, die noch nie geschwungen hatten. Er weiß die Luft ins Unendliche zu theilen, man möchte sagen: er filtrirt und destillirt seine Töne.

Funfzig Zimmer mit Gegenständen der Naturgeschichte schon ganz angefüllt: welch ein Schatz! Funfzig andere für dieselbe Bestimmung schon ganz in Bereitschaft. Zwölf große Zimmer füllt das Meisterstück der Natur, der Mensch, bis in die feinsten Theile seiner Zergliederung. Drey Jahre werden erfordert, diese vollständige Kopie des Menschen zu verfertigen. Sie besteht aus einer Wachskomposition, unzerstörbar wie Metall (*). Die Philosophie hätte tiefer in dem physischen Menschen nachforschen sollen, dort liegt vielleicht der moralische Mensch verborgen. — — Fontana hat in den Spitzen der Kornähren Geschöpfe entdeckt, die auf dem äußersten Grad der Austrocknung einer leblosen Materie gleichen, und dennoch organisiert sind, und die Fähigkeit besitzen, belebt zu werden. An einer Nadelspitze wird ein Wassertröpfchen diesen

(*) Das ist folglich nicht das Wachs, aus welchem die Nase des Juristen Rechts besteht.

Staubthierchen nahe gebracht. Die erfrischende Feuchtig-
keit verbindet die thierischen Atome, sie nähern sich ein-
ander und bilden ein Ganzes. Schon ist Bewegung vor-
handen, schon theilt sie weiter und weiter sich mit. Jetzt
hat sie das ganze Geschöpf durchdrungen, der Staub lebt!
und ist ein Thierchen! Welch ein Blick in den
Begriff von belebter und unbelebter Materie. Schreiben
aber darf Fontana über diesen Gegenstand nicht! Die
Exkommunikation wohnt ihm zu nahe. Seine Idee greift
zwar Religionsbegriffe nicht an, Vernunft aber ist schon
an sich ein Wort, das in Rom ungerne gehört wird.
Das macht den guten Fontana schüchtern und muthlos,
kaum wagt er, für sich allein zu denken. Man macht in
Florenz, besonders unter dem Adel, nicht Viel aus ihm;
das ist aber doch nur vermuthlich Verachtung der Weisen,
nicht Haß der Weisheit: denn dazu ist der Florentiner
Adel bey weitem nicht aufgeklärt genug. — Fontana hat
mir versteinertes Wasser gezeigt. Aus einem Gefäß fließt
Wasser in ein anderes, und in Zeit von einer Stunde
wird dieses Wasser zum Stein. (Welches sind die Schrif-
ten, die physischen, die chemischen Annalen, die hierüber
zu Rathe zu ziehen wären? O quanta sunt, quae
nescimus!) — — Wie nennt man diese Steinmasse,
diesen Marmorberg? Man nennt ihn die Flo-
renzer Kathedralkirche. Die Gothen waren der Meinung,
was groß ist, ist schön: was ungeheuer ist, ist groß.
Wie viele Bücher im Gothischen Geschmack trift man
nicht an, in allen Sprachen, auf allen Bibliotheken! —
Die Johanniskirche hat eiserne Pforten, Michael Angelo
pfliegte von ihnen zu sagen, sie verdienten die Pforten des

Himmels zu seyn. Jahrhunderte sind schon darüber hingestrichen, und haben auch nicht eines einzigen Tages Spur nachgelassen.

Leopold hat ein sicheres Mittel erfunden, daß man über seine Beamten nicht klage: man darf sie verklagen. Jeder seiner Paläste hat eine Oeffnung für schwächsterne Anklagen, nie verfehlen sie den Weg bis zu ihm: er nennt diese Oeffnungen die Straße der Wahrheit.

Die Kaiserliche (*) Bibliothek besteht aus lauter Manuskripten, die schon längst — gedruckt sind; und wenn auch nicht, was ist an einem tausendjährigen Manuskripte gelegen, wenn es schon seit neunhundert Jahren unnütz ist! Nach diesem Maßstab beurtheilt Leopold den Adel. Wer Antiquitäten über Alles erhebt, es sey nun der Denkmäler, der Gebräuche, der Meinungen oder der Menschen, der ist krank am Verstand. — — Edelleute, keine Soldaten, und ein unumschränkter Fürst! Wer erklärt mir dieses politische Phäromen? — Das Volk ist glücklich: eine sehr einfache Erklärung! Wo das Volk nicht seufzt, ist des Adels Erbitterung umsonst. Wo das Volk sich stille verhält, ist die Gährung der Großen vergeblich. Wie hat denn Leopold seines Volkes Glück gegründet? Brot, Schauspiele und Rechtspflege gab er ihm. Bewaffnet mit der öffentlichen Zufriedenheit, griff er alle Privilegien an, und besiegte sie. Man beschuldigt

(*) Mein Text sagt Impériale. Ist ein Druckfehler? oder gibts in Florenz eine Kaiserliche Bibliothek? — Das weiß ich nicht, und einen Büsching hab ich nicht zur Hand.

ihn, er halte Spione: — ich halte keine Truppen, ist seine Antwort.

Ehemals waren in Florenz vier Akademien. Sie thaten Nichts, es waren — vier Akademien. Leopold hat sie in eine einzige zusammengeschmolzen. Zweyhundert Stellen hat er gestiftet, was half es ihm? Zweyhundert Talente konnte er nicht erschaffen. — Die redende Sprache der heutigen Italiäner scheint ein Ueberrest ihrer Singsprache zu seyn. Wenn die Seele eine Sprache nicht modelt, so ist sie Lippensprache und sonst Nichts. Was nicht aus dem Herzen kommt, wird ins Herz nie eindringen, und dem Ohr wird es in die Länge monoton und unausstehlich. — Die Akademie der Künste hat der Großherzog wieder in Thätigkeit gesetzt. Die Sammlung der Gypsabdrücke ist unzählig. Unter den schönsten Menschengestalten, entwickelt unter dem glücklichsten, günstigsten Himmelsstriche, ausgewählt von dem feinsten Geschmack, dargestellt durch den Meißel des Genies, strebt die Einbildungskraft junger Künstler, diese Meisterstücke zu verstehen, oder sie zu fühlen, oder sie nachzuahmen. Leopold liefert ihnen Alles, ausgenommen das Genie; dieses gibt allein die Natur. Man fängt die schönen Künste von vorne wieder an. Meisterstücke hat man vor Augen, und nach ihnen modelt man Versuche und Skizzen: aber daran ist Leopold Schuld. Künste ruft er herbey, und Luxus treibt er ferne von si. Er will Architektur, aber keine Paläste; Statuen und Sitten. Athen und Sparta, Lykurg und Perikles können nicht neben einander bestehen.

Die Künstler der Vorwelt hatten einen Vortheil, den unsere Zeitgenossen nicht haben können, wenn sie Götter

und Helden darstellen sollen. Die Alten lebten mitten in der Fabelwelt; von Kindheit an kannten sie die Fabelpersonen, jede an ihrem Schleyer. Die Sprache der Allegorie war ihnen ganz geläufig, denn damals war sie noch lebendige Sprache. Früh vertraut mit ihr, wußten sie sie fehlerfrey zu schreiben, mit Meißel, Pinsel oder Griffel; auf Pergament, auf Marmor und Erz. Neuere Künstler hingegen, von dem seltsamen Fabelvolk durch Vorurtheile, Jahrhunderte und Sitten getrennt, können das antike Gewand nicht mehr erkennen, die allegorische Hülle können sie von der Nacktheit nicht mehr unterscheiden. Wie schwer muß es ihnen daher seyn, die Fabelwelt zu verstehen, zu übersetzen? Was die Alten mit Augen sahen, müssen die Neuern mit dem Verstand anschauen: was jene lernten, müssen diese erfinden, um den zerrissenen Schleyer der Fabelwelt wieder herzustellen. Bey Festen und Kampfspieleen hatten Künstler der Vorzeit die nackte Natur beständig vor Augen. Heut zu Tage zwingen Klima und Sitten die Nacktheit, sich zu verhüllen; nur selten ist sie zu überraschen, und fast immer auf Kosten der Sitten. Die Schönheit der unbedeckten Natur ist für uns verloren, dafür aber gewannen wir die weit schätzbarern Reize der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit.



Gegenstände für Künstler.

(Fortsetzung der zweyten Epoche.)

In der Geschichte dieser Epoche erregen die Thaten vieler appanagirten Fürsten und anderer Privatmänner unsere besondere Aufmerksamkeit. Der tapfere Fürst Andrei Surjewitsch, ein Sohn des Großfürsten Juri Wladimirowitsch (*). Der Fürst von Kiew und Tschernigow

(*) Hier ein Beweis der Tapferkeit des Andrei Surjewitsch: Zur Zeit (1152) da der Großfürst Juri Wladimirowitsch mit dem Fürsten Ißjaslaw Mstislawitsch von Kiew in Krieg verwickelt war, glaubten die Fürsten von Weißrußland, daß die gegen Tschernigow abgeschickte Armee nicht tapfer genug gegen die Polowzer fechte, weil kein Fürst dabey stritt. Andrei Surjewitsch schlug gleich vor, daß alle Tage ein Fürst beym Angriff seyn sollte. Er war selbst der erste, der an der Spitze der Armee gegen die Stadt vordrang. Selbhem Beyspiele folgten die übrigen Fürsten, und ein jeder führte, wenn die Reihe an ihn kam, die Armee zum Treffen. (S. Latitschewsk Russ. Gesch. Th. III. S. 69.)

Michail Wsewolodowitsch (*). Der Held Demjan Kudenewitsch (**). Der weise Minister des Fürsten Juri Wladimirowitsch Gromila. Der Hauptmann des Tschernigowschen Fürsten Wladimir Dawidowitsch, Asarii Tschudin. Der treue Rathgeber des Fürsten Mstislaw Iffjáslawitsch, von Perejaslaw, Dorogin, und andere Ehre des Vaterlandes, Erhalter des allgemeinen Bestens und Verfechter des Russischen Ruhms. Folgende vier Begebenheiten, die in diese Epoche fallen, bieten dem Künstler sehr befriedigende Gegenstände dar.

(*) Der Fürst Michail Wsewolodowitsch von Tschernigow und Kiew, der gern seinem Volke, das unter dem Joch der Tataren seufzte, diese Last erleichtern wollte, entschloß sich, in die Horde zu dem übelgesinnten Chan Battai, mit seinem Enkel und dem Bosaren Fedor zu gehen, (1246) und ihn um die Verminderung der Abgaben anzusehen: hier wurde er aber auf Befehl des unmenschlichen Battai ermordet. (S. Nikon. Th. III. S. 19.)

(**) Demjan Kudenewitsch, ein tapferer und berühmter Krieger, lebte unter der Regierung des Großfürsten Iffjáslaw II. im Jahr 1146, in Perejaslaw. Einst überfiel der appanagirte Fürst Gleb Tursjewitsch, mit seiner Armee, die Stadt Perejaslaw, wo damals Fürst Mstislaw, ein Sohn des Großfürsten Iffjáslaw II. regierte. Demjan Kudenewitsch schwang sich sogleich auf sein Pferd und ritt, in Begleitung seines treuen Dieners Taras und noch einiger andern, aus der Stadt hinaus, und griff die Polowzer, (die Armee des Glebs) so muthig an, daß diese von der Stadt flohen und laut ausriefen: „Hier ist Demjan.“ Er wurde im Kriege erschlagen, und mit vieler Ehre in Perejaslaw begraben. (S. Denkwürdigkeiten der Russ. Gesch. Th. II. S. 135.)

1) Im Jahr 1151 schickte der Großfürst Iſſäslaw II. seinen Bruder den Fürsten Wladimir, an der Spitze einer Armee vor Belgorod, gegen seinen Feind, den Fürsten Boris Turgewitsch. Der Fürst Wladimir drang in forcirten Märschen so plöblich des Nachts vor die Stadt, daß Niemand etwas von seiner Ankunft erfuhr. Und hätte nicht ein Zolleinnehmer die Brücke schnell abgerissen, und die Nachricht von der Annäherung der feindlichen Armee ins Lager gebracht, so hätte Boris zugleich mit seinem Gebiete auch seine Freyheit eingebüßt und wäre Wladimir's Gefangener geworden. Dieser Zolleinnehmer war also der einzige, der die Stadt und den Fürsten retten konnte. (Siehe Denkwürdigkeiten der Russ. Gesch. Th. II. S. 212.) Die Geschichte hat uns zwar den Namen dieses kühnen Mannes nicht aufbewahrt. Allein große Thaten bedürfen keines Namens und keiner Ahnen, um ihren Werth zu haben. Man zeichne also unsern Kofles, wie er im Angesicht der sich nähernden Feinde, einen Theil der Brücke, die zur Stadt führt, abwirft. Einige kühne Soldaten wollen mit Lebensgefahr auf einigen noch stehenden Balken über den Fluß gehen, werden aber mit der schweren Keule unsers Helden in den Fluß gestoßen. Dieser Vorfall ereignete sich des Nachts, wo eine allgemeine Stille über die ganze Gegend verbreitet war. Das Bild muß also vom sanften Lichte des Mondes verklärt werden.

2) Im Jahr 1176 erhielt der Großfürst Michail II. einen vollkommenen Sieg über die appanagirten Fürsten Mstislaw und Jarowolk Kostislawitsch. Er fing seine Regierung über die Stadt Wladimir mit Sanft

muth und Freygebigkeit an. Die Einwohner der Städte Kostow und Susdal, die vorher dem Mstislaw und Jaropolk gegen den Michail beygestanden hatten, erkannten nun seine guten Eigenschaften und schickten ihre Anführer zu ihm, um ihn um Verzeihung zu bitten, daß sie ehemals das Schwert gegen ihn geführt hätten. Die Heerführer der Kostowischen und Susdalschen Armeen kommen nach Wladimir und stehen Michail, auf den Knien, im Namen des ganzen Volkes um Vergebung ihrer Schuld. Der anspruchlose, sanftmüthige und gerechte Michail verwundert sich über dieses knechtische Betragen, geht ihnen entgegen, befiehlt ihnen aufzustehen, sucht sie zu beruhigen und verzeiht ihnen gänzlich. „Meine Freunde, sagt er zu ihnen, ihr kanntet mich nicht. Als Untertanen der Fürsten Mstislaw und Jaropolk gehorchtet ihr ihnen, und dientet ihnen treu. Folglich erfülltet ihre Pflicht.“ Hierauf schickte er Gesandte in die verschiedenen Städte, und ließ die Einwohner seiner Gnade und seiner Liebe versichern. (S. die Russ. Gesch. von Emin.)

3) Der Fürst Roman Mstislawitsch, ein Urenkel des Wladimir Monomach, bestieg den Galizischen Thron und verwüstete Polen im Jahr 1205. Papst Innocenz III. schickte Gesandte zu ihm und ließ ihm sagen, wenn er sich zur Katholischen Religion bekehrte, so wollte er ihm viele Länder schenken, die er, Kraft des Schwertes Petri, anscheilen könnte. Roman, voll Bewunderung, zog sein Schwert und rief aus: „Hat euer Papst auch ein solches Schwert? Nur mit diesem vertheilt man Throne. Und so lange es noch in meinen

ner der Stadt als auch die geheiligten Kostbarkeiten der Kirche. Die Tataren waren jetzt schon gesättigt, daß sie Einen Christen gemordet hatten, verließen die Kirche und bald darauf auch die Stadt. (Siehe Tschtscherbatow und Nikon.) Der Künstler male uns also diesen unerschrockenen Mann, wie er mit den Tataren vor den Stufen der Kirchentreppe kämpft. Um aber dem Zuschauer anschaulich zu machen, daß er das Leben so vieler verwundeten Bürger, die er verborgen hatte, mit dem seinigen zu erkaufen bereit war, weiß ich kein ander Mittel, als daß man durch die halbaufgemachte Kirchthüre in dem Innern eine Menge blutender Krieger erblicke. Einige von ihnen ringen mit dem Tode, andere vergessen ihre Wunden, bemühen sich die Keulen aufzuheben und bieten ihre letzten Kräfte auf, den Feind zu überwinden.

In diese Epoche fällt auch die Gründung der Stadt Moskwa durch den Großfürsten Juri Wladimirowitsch im Jahre 1147.

Im Europäischen Verkündiger wird folgende mit der Geschichte übereinstimmende Veranlassung der Begründung Moskwas angegeben: „Die schöne Gemahlin des Edelmannes Kutschky, Hauptmanns von Susdal, nahm den Großfürsten Juri ein. Die Vornehmen, damals noch ziemlich roh, spotteten so lange über den Mann, bis er die Abwesenheit des Großfürsten benutzte, Susdal verließ und sich mit seiner Frau auf ein Landgut begab, das in der Gegend lag, wo die Neglinaja in den Moskwafluß sich ergießt. Als Juri dieses erfuhr, verließ er sogleich die Armee und eilte seine Geliebte aus der Einsamkeit zu befreien. Die Lage von Kutschky's Landgute gefiel dem

Großfürsten außerordentlich. Im Blick der Liebe verschönernte sich ihm die ganze Natur. Er brachte hier einige Zeit mit Belustigungen zu und fing an den Grund von einer Stadt zu legen. Nun folgt (nämlich im Europäischen Verkündiger) die Beschreibung des Gemäldes. „Ich wünschte den Ursprung Moskwas als Landschaft vorgestellt. Hier ein Wald, dort ein Fluß, dort das angenehme Schauspiel des Bauens. Hier fällt ein Baum, dort wieder einer. Schon wird der Wald dünner. Er gewährt dem Auge Ausichten in die umliegenden Gegenden und in das kleine Kutschkytsche Landgut mit einer kleinen Kirche und einem Begräbnißplaze. Dort erblickt man den Fürsten Juri, der mit dem Fürsten Swatoslaw im Gespräch begriffen ist, und mit seiner Hand andeutet, daß hier eine große Stadt stehen wird. Junge Edelleute beschäftigen sich unterdeß mit der Jagd. Der Künstler muß, um die strengste Sittlichkeit zu beobachten, die reizende Birthin weglassen. In der Ferne sieht man einen Mann in tiefes trauriges Nachdenken versunken zwischen Gräbern auf dem Kirchhofe wandeln. Man würde leicht errathen, wer dies wäre, sich an das tragische Ende dieses Mannes erinnern und diese Erweckung der Schatten der Melancholie würde den Eindruck des Gemäldes um Nichts schwächen.“

Freylich könnte man dies alles auf der Leinwand vorstellen. Allein diese Mannigfaltigkeit stimmt mit dem Hauptgegenstande nicht überein, wie es doch nach den ästhetischen Regeln der Kunst seyn sollte, sondern stellt sonderbare Widersprüche dar. Z. B. passen die müßigen Hofslinge, die sich mit der Jagd beschäftigen, gar nicht zu der

Anlegung einer Stadt. Eben so wenig paßt hierzu ein trauriger, in tiefes Nachdenken versunkener Mann, der zwischen Gräbern wandelt. Dies ließe sich gleichsam als eine schlimme Vorbedeutung für die neue Stadt ansehen. Ja die Hauptsache selbst würde, wenn man den Fürsten Zuri blos in einer Unterredung mit dem Fürsten Swätoslaw begriffen vorstellen wollte, indem er mit der Bewegung seiner Hand zu verstehen gibt, daß dies der Grund zu einer einst großen Stadt sey, ihre bestimmte Wirkung verfehlen! Ich wünschte diesen Gegenstand lieber durch ein historisches Gemälde verewigt. — Ich würde den Zuri auf dem Platze, wo die Flüsse Moskwa, Tausa und Neglinaja sich vereinigen, in Begleitung seines Sohnes Andrei Jurjewitsch und der appanagirten Fürsten Swätoslaw Olgewitsch, Wladimir Swätoslawitsch, Bojaren, Krieger ic. vorstellen, wie er mit den Geistlichen unter den gewöhnlichen Ceremonien den Grund zu der neuen Stadt legt. Während dieser Handlung schwebt ein majestätischer Adler über ihren Köpfen. Der erste Geistliche hebt die Hände zum Himmel und scheint ausrufen zu wollen: Dies ist ein Zeichen des künftigen Ruhmes dieser Stadt. In der Ferne erblickt man Wiesen, Wälder und Paläste der Bojaren.

Eben so ist dieser Gegenstand in der historischen Vorstellung der Regierung Olegs im ersten Akt beschrieben. Der Unterschied besteht blos darin, daß Oleg hier als Stifter dieser Stadt angenommen wird (*).

(*) Ich bemerke hier noch Etwas die Gründung der Stadt Moskwa betreffendes. In den Jahrbüchern Nestors und Nikons wird



Am Ende dieser Epoche bleibt uns nur noch übrig,
die Gesichtszüge einiger Groß- und apanagirten Fürsten

der Stifter dieser Stadt gar nicht genannt, und auch der
Sudatische Hauptmann Kutschey mit keiner Sylbe erwähnt.
Latischtschew setzt die Gründung dieser Stadt ins Jahr 1147
und beschreibt sie eben so, wie im Europäischen Verkündiger,
In Tscherbатов und den Denkwürdigkeiten der
russischen Geschichte hingegen heißt es, daß Dleg der
Stifter von Moskwa sey. „Er kam an den Ort, wo die
Flüsse Moskwa, Tausa und Neglinaja sich vereinigen
und erbaute hier eine kleine Stadt, die er nach dem größten
von diesen Flüssen Moskwa nannte. Einen seiner Ver-
wandten setzte er zum Regenten darüber. Des Edelmannes
Kutschey wird an seinem Orte Erwähnung gethan, d. h.
unter der Regierung des Fürsten Juri Wladimirowitsch. Im
Europäischen Verkündiger wird diese Meinung mit guten Grün-
den bestritten. — Das Märchen, daß Dleg die Stadt Moskwa
gegründet habe, verdient keine Erwähnung. Er marschirte
aus Nowgorod durch Smolensk nach Kiew und konnte nicht
ohne Noth so weit links vom geraden Wege abweichen, wo
er nichts als Sümpfe und Wüsten gefunden hätte, die weder
Beute gewährten, noch seinen Ruhm als Sieger vergrößerten.
Ueberhaupt muß man bemerken, daß diese alten Krieger,
wenn sie von einem Orte zum andern als vorgestecktem Ziele
zogen, dann zwar über kleine unbedeutende Flecke kamen,
aber sich immer nach dem Laufe großer Flüsse richteten, um
keinen Mangel an Wasser zu haben. Diese Flüsse nahmen zu-
gleich die nahen Quellen auf und verhinderten also, daß sie sich
anhäufen und Sümpfe bilden konnten. So diente der Dnepr
dem Dleg zum Wegweiser aus Smolensk nach Kiew. In un-
fern Zeiten ist es den Geschichtschreibern nicht mehr erlaubt,
die Geschichte wie einen Roman zu behandeln und die Anfänge
einer Stadt zu erdichten, um dadurch den Ruhm derselben zu
heben. Moskwa ist in der Hälfte des zwölften Jahrhunderts
von Juri Dolgoruck, einem tapfern, listigen, herrschsüch-

zu beschreiben, die in den russischen Jahrbüchern angegeben sind. Zatischtschew, Nestor und Nikon stimmen hierin mit einander überein, und geben uns Stoff genug dazu.

Nostislaw Wladimirowitsch, Fürst von Wladimir und Wollhynien, „war männlich und tapfer im Kriege, von mittlerem Wuchs, schön von Gesicht, gütig und wohlthätig.“

Gleb Swätoslawitsch, ein Sohn des Großfürsten Swätoslaw II. „war außerordentlich freygebig gegen die Armen, ein Freund des Abenteuerlichen, sanftmüthig, hing fest an seinem Glauben, und besuchte fleißig die Kirche. Er hatte einen schönen Wuchs, ein schönes Gesicht und besaß viele Tugenden.

Der Großfürst Issäslaw I. war schön von Ansehen, groß von Wuchs. Als Freund der Wahrheit haßte er Falschheit und Arglist. Die zeigte er sich rachgierig gegen seine Beleidiger.

Der Großfürst Swätopolk II. war groß von Wuchs und hager. Er hatte schwärzliches, starres Haar, einen langen Bart, scharffsehende Augen. Er las gern Bücher und besaß ein außerordentliches Gedächtniß.

Der Großfürst Wladimir II. mit dem Zunamen Monomach, schön von Gesicht, großaugicht, hatte röthliches krauses Haar, eine hohe freye Stirne. Er war

tigen, zuweilen harten Fürsten gegründet, der noch bis in sein Alter (gleich mehreren alten und neuen Helden) ein Freund des schönen Geschlechts war. Die Liebe, Zerstörerin von Troja, wurde Begründerin von Moskwa.

von mittlern Wuchse, von festem Gliederbau, sehr stark, im Kriege tapfer und listig.

Der Großfürst Wsewolod II. groß von Wuchs und sehr dick, hatte dünnes Haupthaar, einen breiten Bart, ziemlich große Augen und eine lange Nase. Er war weise im Rath und Gericht.

Igor Olgewitsch, appanagirter Fürst von Nowgorod: Sewersk, war tapfer, ein Freund der Jagd und des Vogelfangs, las gern Bücher und verstand sich auf Kirchenmusik. Er war von mittlern Wuchse, hager, brauner Gesichtsfarbe, trug, wie die Geistlichen, langes Haar und einen kleinen schmalen Bart.

Der Großfürst Ißäslaw II. (*) war redlich und bieder, human gegen Jedermann, ohne Habsucht, von ausgezeichneter Tapferkeit, klein von Wuchs aber schön von Gesicht, hatte krauses kurzes Haar und einen kleinen

(*) Als der Großfürst Ißäslaw II. gegen den appanagirten Fürsten Juri Wladimirowitsch in den Krieg zog, kam er nach Nowgorod, um dort eine Armee zu sammeln. Die Nowgoroder setzten fest, daß alle waffenfähige Männer weltlichen und geistlichen Standes zum Heere des Großfürsten gehen sollten. Mönche, Aebte, Priester, alle, ausgenommen die zum Versetzen des Gottesdienstes nöthigen Geistlichen, mußten Soldaten werden. S. Denkwürdigkeiten d. Russischen Gesch. Th. 2. S. 156.

Als derselbe Großfürst Ißäslaw II. erfuhr, daß der Fürst Juri Wladimirowitsch gegen ihn zöge, befaht er sogleich allen Einwohnern der Stadt, sogar den Weibern, sich zu rüsten. Von diesem Befehle wurden nur unvermögende Greise, Kranke und Kinder ausgeschlossen. S. Latifschew's Russ. Gesch. Th. 3. S. 49.



runden Bart. Er belohnte seine treuen Diener freygebig, und sorgte eifrig für Regierung und Gerechtigkeit. Seine Ehrliche duldete keine Beleidigung.

Der Großfürst Juri Wladimirowitsch war groß von Wuchs, dick, hatte eine blonde Gesichtsfarbe, kleine Augen: eine lange Habichtsnase, und einen kleinen Bart. Er liebte Weiber, Leckereyen und Wein.

Kostislaw Metislawitsch, Großfürst von Kiew, von mittlerem Wuchse, hatte ein breites Gesicht und einen runden Bart, ging fleißig in die Kirche und veräußerte fast niemals den Gesang, ehrte die Geistlichen, gab häufig Almosen an Priester, Wittwen und Waisen, sorgte aber wenig für Kriegszucht und Rechtspflege. Daher hatte er im Kriege wenig Glück. Seine Rechtsbeamten bereicherten sich durch Bestechungen und übten viele Bedrückungen aus.

Metislaw Ißiaslawitsch Fürst von Wladimir in Bolkhynien, war nicht sehr groß an Wuchs, aber breitschulterig und stark, so daß kaum Jemand seinen Bogen zu spannen vermochte, schön von Gesicht und trug krauses kurzes Haar. Im Gefechte sah man ihn jedes Mal männlich entschlossen und im Leben Wahrheitsliebend. Seiner Tapferkeit wegen wurde er von allen Fürsten geehrt und gefürchtet. Ob er gleich sich dann und wann mit seinem Becher, mit seinen Freunden und hübschen Weibern verlustigte, ließ er sich doch nie davon beherrschen. Er war stets zur Rechtspflege und zu guten Anordnungen bereit, und schlief eben deswegen wenig. Er las viele Bücher und berathschlagte sich mit seinen Großen über die Verwaltung der Staatsgeschäfte, verwandte viel Fleiß auf



die Erziehung seiner Kinder, und sagte ihnen oft, daß die größte Ehre eines Fürsten in guter Rechtspflege bestehe.

Der Großfürst Andrei Jurgewitsch, der Enkel Monomachs. „Dieser rechtgläubige und gottesfürchtige Regent liebte von seiner zarten Kindheit an Gott, und bestrebte sich, seinen Geist immer mehr mit Tugenden zu schmücken.“ —

Er war von mittlern Wuchse, aber unterseht und sehr stark, hatte schwarzes krauses Haar, eine hohe Stirne und große helle Augen.

Mstislaw Mstislawitsch, ein Urenkel des Monomach, appanagirter Fürst von Tripol war von mittlerem Wuchse, schön von Gesicht, hatte wenig Haare auf dem Kopfe, lebte anständig und besaß viele Tugenden, lebte gütig, gerecht und vergab vielen ihre Schuld. Doch bestrafte er ohne Ansehen der Person. Freygebig überhaupt belohnte er seine treuen Diener reichlich, auch gab er viel Geld zur Kanzionirung der Gefangenen, und beschenkte die Kirchen. Im Kriege bewies er sich tapfer, sprach überhaupt nie viel, aber, was er sagte, war auch dafür werth gehört zu werden. Seine Geduld riß nicht leicht, wenn ihn Jemand erzürnte. Oft pflegte er lächelnd zu sagen: dieser Mensch ist unklug, er zieht sich selbst Unannehmlichkeiten zu. Oder er ging, um nicht in Zorn zu gerathen, in ein anderes Zimmer und dachte nach, was er thun sollte. Wenn er Jemandem verzeihen wollte, so nahm er ihn bey Seite, bedauerte ihn und warnte ihn, künftig dies Verbrechen nicht mehr zu begehen. Kriminalfachen aber übergab er den Gerichten, befahl ihnen streng zu urtheilen und nach den Gesetzen zu bestrafen.

Wjewolob Swätoslawitsch, Fürst von Tschernigow, war nicht nur sehr schön von Ansehen, sondern übertraf seine Zeitgenossen auch an Tapferkeit. Diesen Fürsten krönten die schönsten Tugenden, Liebe, Güte, Freygebigkeit.

Roman Mstislawitsch, Fürst von Wladimir in Wollhynien, war nicht groß von Wuchs, aber unterseht, sehr stark und schön von Gesicht. Er hatte schwarze Augen, eine große römische Nase, schwarze kurze Haare. Er gehört unter die tapfern, klugen Krieger.

Der Großfürst Michail II. groß von Wuchs, stark und männlich, hatte einen furchtbaren Blick. Seine Unterthanen liebten ihn wegen seiner Rechtschaffenheit.

Der Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donskoy war groß von Wuchs, breitschulterig, hatte schwarzes Haar und einen scharfen männlichen Blick.

Dies ist alles, was Tatitschschew von den Gesichtszügen der Groß- und appanagirten Fürsten sagt. Ein historischer Maler muß erst in der Geschichte die Charaktere der Personen, die er auf der Leinwand beleben will, studiren, er muß so viel als möglich ihre Eigenthümlichkeit des Geistes und Herzens zu erforschen suchen und hiernach ihre Physiognomien ausdrücken. Ich bemerke hier nur noch, daß der Künstler die Fürsten gar nicht in ihren Palästen, mit prächtigen Mützen oder spitzigen Kronen auf dem Kopfe, in schweren, warmen, mit Gold besetzten Kleidern und den Scepter in der Hand vorzustellen braucht. Nein. Er male, wie irgend ein durch seine Tapferkeit berühmter Russischer Fürst in seinem, mit einem Kranze verzierten Helme und einem goldnen geschmies-



deten Panzer mit dem Kriegsgott selbst an Männlichkeit zu wetteifern scheint, oder wie er, allen äußern Schmuck verachtend, einen gewöhnlichen Helm und einen schweren eisernen Harnisch mit stählernen Arms- und Leibbändern anlegt, ein rundes kupfernes Schild und ein stählernes Schwert ergreift und bereit ist, es mit einem ganzen Kriegsheere allein aufzunehmen.

Oder er zeichne uns einen jungen schönen Fürsten, in dessen braunen Locken der Wind spielt und der sich nachlässig in ein leichtes fürstliches Gewand geworfen hat. Mit einem Worte, der Künstler, der sich in Gedanken in jene Zeiten versetzt, aus denen er uns Gegenstände darstellt, hat das Recht, alle nach seinem Geschmacke zu kleiden, nur muß er Rücksicht auf die Personen und auf die Gebräuche jener Zeiten nehmen.



Das gelehrte Rußland (*).

(Aus dem Drug Proschwefischenja. Januar 1805.)

Ablessimow, (Alexander) Kapitän. Er ist als komischer Dichter, am meisten durch seine ersten im Geschmack der Nation geschriebenen Opern, und mehrere

(*) Ober alphabetisches Verzeichniß aller Russischen Schriftsteller, d. h. 1) der noch lebenden sowohl als der verstorbenen, die in ihrer Muttersprache oder in einer andern, aber nicht bloß kleine Aufsätze, sondern ganze Bücher geschrieben haben. Wären diese auch in Manuscripten liegen geblieben, so zeigen wir wenigstens an, wo sie sich befinden. 2) Der Ausländer, die in Russischen Diensten standen und für Russen, wenn auch in einer fremden Sprache, schrieben. 3) Der Uebersetzer, und zwar solcher, die aus Asiatischen Sprachen in die Russische übersehten. 4) Die die Kirchenväter und andere bey der Griechischen Kirche angenommene und eingeführte Bücher dolmetschten. 5) Die die alten klassischen Autoren, und andere nützliche Bücher überhaupt, besonders gut ins Russische übertrugen. — Die Eteriker nennen wir bey ihrem Kirchlichen, die Profanen bey ihrem Familiennamen.



andere geringere poetische launigte Stücke bekannt. Sein Müller (Melnik), eine Oper in drey Aufzügen, wurde im Jahre 1779, den 20sten Januar, zum ersten Male in Moskwa aufgeführt, im Jahr 1782 gedruckt und erhielt einen außerordentlichen Beyfall. Nachher stellte man sie in Moskwa abermals oft hinter einander vor. In Petersburg, auf dem freyen Theater bey Knieper, gab man sie 27 Mal hinter einander, und noch jetzt sieht sie das Russische Publikum gern. Selbst am Hofe reufte sie. Dagegen aber hatte eine andere seiner Opern: Das Glück durch das Loos (Schtschastü po sherebija) in einem Aufzuge, gedruckt im Jahr 1780, weniger Erfolg. Von seinen Lustspielen sind besonders zwey: Das Gerichtschreiberkränzchen (podjätsheskaja pirusehka), in fünf Aufzügen, und der Marsch aus unveränderlichen Quartieren (pochod ss nepremennüch kwartir), in drey Akten, sehr oft aufgeführt worden. Von ihm ist nächstdem der Dialog: Stranniki bey der Eröffnung des neuen steinern Petrowischen Theaters in Moskwa; daselbst gedruckt 1780. Außerdem haben wir von ihm noch einen ganzen Band Märchen in Versen, gedruckt in Petersburg 1769, und wieder aufgelegt Moskau 1787. Einige seiner kleinen poetischen Aufsätze, als Elegien, Epigrammen, Grabschriften und dgl. stehen zerstreut in der periodischen Schrift des Herrn Sumarokows, unter dem Titel: Die arbeitssame Biene (trudoljubivaja ptschela), Petersburg 1759, und in andern Journalen. Im Allgemeinen herrscht in seinen Werken angenehmer Scherz, Wiß und Scharfsinn. Seine Fehler entschuldigt man gern, weil er der Erste

war, der im echt humoristischen Stile arbeitete und dadurch andern die Bahn brach. Er starb im Jahr 1784.

Abraham Palizin, Pater Kellner des Troizkischen Klosters, ein Geschichtschreiber, und ein Mann, der sich unter der Zahl der Patrioten, die Rußland im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts vom Untergang retteten, auszeichnete. In dieser trüben Periode wagte der Sergiewsche Archimandrit Dionysius und der Pater Kellner Abraham ein Unternehmen, dessen Ausführung unmdglich schien. Sie überredeten den Fürsten von Tumanst und seine Gefährten, mit 400 Strelizen und Schützen nebst 50 Klosterknechten nach Moskwa zu marschiren und es von den Polen zu befreyen. Unterdessen schickten sie ohne den geringsten Zeitverlust in alle Russische Städte an die Bojaren und Woewoden Briefe, worin sie sie aufforderten, der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Darauf vereinigten sich mehrere Patrioten aus verschiedenen Städten, mit dem kleinen Korps des Klosters. Sie gelangten, unter Anführung des Fürsten Trubezkoi, vor Moskwa. Hier lieferten sie den Polen eine Schlacht, eroberten den Stadttheil Belgorod und besetzten verschiedene Thore. Allein aus den Stadttheilen Kreml und Kitaigorod vertrieben sie den Feind nicht. Deshalb schickten Dionysius und Abraham noch mehrere Briefe an die Bojaren und Woewoden von Kasan, Nischnei, Nowgorod u. Diese Aufforderung hatte wieder den erwünschten Erfolg. Viele Bojaren kamen mit Truppen, stießen zu den übrigen, fielen über die Polen her und umringten sie von allen Seiten. Allein ein plöblich unter den Kosaken entstandener Aufruhr vernichtete den ganzen Plan. Die Kos



saken schlugen nämlich zwey Boewoden todt. Dadurch fin-
gen andre in ihre Soldaten Mißtrauen zu setzen an und
zogen sich von Moskwa zurück. Bloß der Fürst Trubez-
koi hielt Stand. Unterdessen kam der Hettmann Sapega
mit frischen Truppen und Ammunition den Polen zu
Hülfe. Jetzt drangen die Belagerten mit neuen Kräften
auf die Russen und verjagten sie aus Belgorod.
Noch mehr. Der Hettmann Chokewitsch erschien und
belagerte den Fürsten Trubezkoi. Schon litten die Rus-
sen großen Mangel an Proviant, Pulver und Bley, doch
Dionysius und Abraham versorgten damit die Belag-
erten und ganz Moskwa so viel sie nur immer konnten.
Abermals sandten sie Briefe in alle Russische Städte, in
welchen sie die treuen Söhne des Vaterlandes beschworen,
Moskwa zu Hülfe zu eilen, ehe seine Sonne sich gänzlich
neigte. Diese Schreiben machten Eindruck. Der unver-
geßliche Fürst Poscharsky und Kõzma Minin brach-
ten eine ansehnliche Armee zusammen und zogen nach
Moskwa. Abraham begegnete ihnen in Jaroslavl. Er
beschwor sie, ihren Marsch zu beschleunigen. Selbst be-
gleitete er sie bis zum Sergiewschen Kloster. Dann
ging er mit ihnen vor Moskwa. Hier sparte er weder
Ermahnungen noch Bitten. Seine Worte entflammten
den Muth seiner Landsleute, und seine Maßregeln förder-
ten den Sieg. Die Kosaken murrten. Man war ihnen
den Sold schuldig geblieben und man konnte nicht bezah-
len. Das Feuer glimmte unter der Asche. Der Aufruhr
drohte im Russischen Heer. Da schickten der Archimandrit
und der Pater Kellner den Mißvergnügten, statt des Sol-
des, die Kirchenschätze. Die reichen Meßgewänder mit

echten Perlen gab er trotzig ihnen hin. Diese Aufopferung rührte sie. Beschämt sandten sie die heiligen Gefäße zurück, und schwuren alles Ungemach zu ertragen, und von Moskwa nicht zu weichen, bis es entsetzt sey. Auch hielten sie Wort. — Diese unglückliche, aber in der russischen Geschichte so wichtige Epoche, von dem Tode des Zars Iwan Wassiliewitsch nämlich, bis zur Thronbesteigung des Zars Michail Fedorowitsch, hat Abraham Palizin selbst beschrieben. Man fand Kopien seines Manuskripts in verschiedenen russischen Bibliotheken, unter mancherley Titeln. Herausgegeben aber ist es in Moskwa, im Jahr 1784, in 4. unter dem Titel: Geschichte der Belagerung des Troizkoi-Sergiewschen Klosters, von den Polen und Lithauern, und der darauf in Rußland entstandenen Unruhen. (Skasanie o osade Troizkago-Sergieva monastürä ot Poläkof i Littwü i o büfschisch potom f Rossü mäteschach.) Bey dieser Ausgabe sind zwey Schriften des Palizin hinzugesügt, die im Manuskripte abgesondert waren. — Herr Nowikow beruft sich auf Zatischschew und behauptet, daß Palizin außerdem noch die Annalen der Regierung des Zars Iwan Wassiliewitsch verfertigte. Allein dieses Jahrbuch wird nirgends erwähnt. Zatischschew sagt selbst davon Nichts, sondern bemerkt bloß, daß Palizin von den Zeiten vor des Zar Michail Fedorowitsch Regierung kürzer und nicht so exakt geschrieben habe, wie Joseph, der Zeldienner des Patriarchen Hiobs. Die Erwähnung des Zars Michail Fedorowitsch zeichnet er umständlich. — Durch diesen Irrthum verleitet, sagt der



Herausgeber des Koripheus, Palizin habe die von Joseph angefangene Geschichte fortgesetzt. Müllers Urtheil über die eigentlichen Annalen von Palizin, in der Monatschrift vom April 1755, S. 295. lautet so: Der Stil ist mehr rednerisch als zweckmäßig historisch einfach. Zelagin beschuldigt Palizins Schrift gerade zu der Parteylichkeit, allein man muß dabey nicht vergessen, daß Palizin eine Begebenheit schilderte, wobey er selbst als mitwirkende Person den Patriotismus jener Befreyer Rußlands anfachte. Er gerieth dabey in einen gewissen Enthusiasmus, der jedem an seiner Stelle zu unterdrücken schwer seyn würde. Sein ungünstiges Urtheil über den Zar Boris kann man damit entschuldigen, daß er unter der Regierung der Familie Romanow, die vom Boris harte Verfolgungen erlitten hatte, schrieb. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Abraam, Archimandrit des Kostowschen: Jakowlewischen Klosters, ein Uebersetzer. Auf Befehl des Synods verbesserte er in vielen Stellen und übersezte von neuen die Chrysoptomischen Unterhaltungen über den Evangelisten Matthäus, (Besed slatousta-wüch na Matwea Jewangelista). Davon hatte man schon eine ältere Uebersetzung, deren erste Auflage im Jahr 1664 erschien. Desgleichen verbesserte er auch eine alte Uebersetzung derselben Chrysoptomischen Arbeiten über den Evangelisten Johannes, vom Jahr 1665. Beyde von ihm verbesserte Uebersetzungen sind in der Moskowschen Synodal: Typographie, die erste im Jahr 1781, die andere im Jahr 1793, in Fol. gedruckt. Er starb im Jakowlewischen Kloster, um das Jahr 1792.



Agafonow, (Alexei) Uebersetzer aus der Mansurischen und Chinesischen Sprache. Er lebte einige Jahre bey dem russischen Kloster in Peking, und wurde darauf in Kiachta als Uebersetzer der Mansurischen und Chinesischen Sprachen angestellt, aus denen er folgende Bücher übersetzte: 1) Des Mansurischen und Chinesischen Chan Schun-Dschija nothwendige, zur Glückseligkeit führende, Betrachtungen, (Manshurskago i Kitaiskago Chana Tschun-Dschija Kniga, nuschneschich rassuschdenii k blagopolutschiju poostschräjustschich). 2) Des selben Chans nütliches und nothwendiges Vorbild der Regierung, (polesnii obras k pravleniju). 3) Ein kurzes chronologisches Verzeichniß der Chane von China, nach chinesischer und römischer Zeitrechnung, von dem Anfange des chinesischen Reichs bis auf das Jahr 1786. (Kratkoe chronologitscheskoe rospissanie Kitaiskich Chanov etc. f Moskve, 1788 goda). Alle diese Bücher sind im Jahr 1788 in Moskwa gedruckt.

Adadurow, (Bassili Ewdokimowitsch), Senator, Kurator der Moskowischen Universität und Adjunkt der Akademie der Wissenschaften, hat Grundsätze der russischen Rechtschreibung, (prawila rossiiskoi ortografii) herausgegeben, die ihrer Neuheit wegen Aufmerksamkeit erregten, und in St. Petersburg im Jahr 1786 gedruckt wurden. Er übersetzte aus dem Deutschen eine Anleitung zur Arithmetik, zum Gebrauch der Gymnasien, gedruckt in St. Petersburg im Jahr 1740. und dgl., und starb den 5ten November 1780.



Adam Zernikow oder Sernikow, Mönch des Baturinischen; Nikolaewschen; Krupiktschen; nach der Meinung Anderer aber, des Kiewopetscherzkischen Klosters, und berühmter Controversist der Griechisch-Russischen Kirche, lebte im siebenzehnten Jahrhundert. Er wurde in Königsberg, den 21sten Septembris 1652 geboren. Sein Vater war von Geburt ein Holsteiner, und von Profession ein Goldarbeiter. Seine Mutter eine geborne Königsbergerin. Von Jugend auf genoss er im Stadt-Gymnasio Unterricht in den schönen Wissenschaften und in den Grundsätzen der lutherischen Kirche. Früh verlor er beyde Aeltern und mit ihnen alle Hülfe. Die Schule ward sein Asyl. Hier endigte er seine Studien. Darauf bezog er die Universität in Königsberg. Zuerst hielt er sich zu der philosophischen Fakultät; nachher ging er zur theologischen über, wo er die Vorlesungen der berühmten Professoren Dreyer und Sedler frequentirte. Diese beyden Professoren, bekannt durch die Disputate, die sie bey ihren Glaubensbrüdern über verschiedne Dogmen erregten, stifteten gleichsam eine neue Sekte unter den Protestanten. Eben sie stößten Zernikow das Mißtrauen gegen die protestantischen Principien ein, welches sich in eine förmliche Abneigung gegen dieselben verwandelte. — Hierzu kam noch, daß er zu derselben Zeit das Glaubensbekenntniß der morgenländischen Kirche, von Mitrosan Tritopul, (Protosynkel des Constantinopolitanischen Patriarchen) las. Da sank sein Glaube. Er verließ die theologische Fakultät und ward Jurist. Damals war Jena besonders wegen seiner blühenden juristischen Fakultät berühmt: Zernikow eilte also dahin.



Hier las er eines Tages in Vorkhorn's Dissertationen über das Römische Reich mit Anmerkungen von Strigel, daß ein Prophet in seinem Vaterlande Nichts gelte, und daß ein Mann von Talent leichter sein Glück im Auslande mache. Sogleich fiel er über die Mathematik, Kriegsbauskunst, Astronomie und sogar über die Astrologie her. Durch die Bekanntschaft mit einem Prediger verschaffte er sich die Kirchenväter nebst den Controversen der Morgenländischen und Abendländischen Kirche. Das machte ihm Lust, solche Streitigkeiten genauer zu prüfen. Aber der Pastor ließ ihm keine Bücher dieser Art mehr, und so entschloß er sich nach Oxford zu reisen, um daselbst die berühmte Bodleiansche Bibliothek zu benutzen. Jetzt legte er die Kirchenväter, die Concilien-Verhandlungen, die Kirchengeschichte nicht mehr aus der Hand. Sie überzeugten ihn, wie er sagte, daß das Recht stets auf der Seite der Morgenländischen Kirche wäre. Von Oxford ging er nach Cambridge, um auch in der dortigen öffentlichen Bibliothek zu wühlen, und von da nach London, wegen der Cottonianischen, durch ihre vielen Manuscripte bekannten Bibliothek. Von London begab er sich nach Paris. Da lebte er einige Zeit ganz den Wissenschaften. Von hier wollte er nach Italien, um in Gesellschaft mit Morgenländischen Reisenden nach Rußland zurück zu kehren. Auf dieser Reise kam er durch Lyon, Turin, Mailand, Bologna, Ferrara, Venedig und Padua. Allein er fand keine Reisegefährten. Drauf wanderte er nach Polen. In Wilna lernte er einen alten Russischen Geistlichen kennen, der ihm einen Brief an den Erzbischof von Tschernigow, Lazar Baranowitsch,



einen für die damaligen Zeiten sehr gelehrten Mann, mitgab. Dieser nahm Zernikow sehr freundlich auf, und gab ihm eine Wohnung bey sich. Hier äußerte er endlich laut den Wunsch, zur Griechisch-Russischen Kirche über zu treten. Statt feyerlich dem Lutherthum zu entsagen, schrieb er dagegen blos eine Widerlegung. Kurze Zeit darauf bes redete ihn ein Mönch des Vaturino-Krupitskischen Klosters, mit ihm nach Vaturin, wo damals der Hettmann von Kleinrußland residirte, zu reisen. Der Hettmann entdeckte bald an ihm ungewöhnliche Talente und seltne Kenntnisse. Er nahm ihn in seine Dienste als Ingenieur auf. Dieser Stand behagte Zernikow nicht lange. Dessen müde, begab er sich ins Kloster. Hier durchsah er alle seine Papiere, und vertheilte sie in 19 Controverstractate. Diese brachte er 1682 in lateinischer Sprache zu Stande. Sie machen zwey Bände aus, unter dem Titel: Ueber den Ausgang des heiligen Geistes allein vom Vater, (o proischoschdenii S. Duchu ot jedinago otza). Das größte Verdienst derselben besteht darin, daß sie genaue Auszüge aus den Kirchenvätern der ersten X. Secula und aus andern merkwürdigen Schriften enthalten. Nächstdem findet man darin Beweise gegen die Meinungen der Abendländischen Kirche über diese Dogmen. Er beschuldigt die Abendländer gerade zu der Verdrehung und Unterschiebung älterer Werke. Jedoch läßt er sich, wie es sonst bei Controversen Sitte und Brauch ist, nirgends harte Ausdrücke, oder gar Schmähreden zu Schulden kommen. Sein Stil ist rein und fließend. Mängel des Buchs bestehen blos darin, daß die Citata nicht aus den besten und fehlersreyesten Editionen der Kir-



er im Anhang einen lateinischen Brief Koridals, des Didaskals von Konstantinopel, an den Kiewischen Rektor Sofron Potschatsky, von 1640. mit einem kurzen Index hinzu. Seine Absicht war zuletzt, Anmerkungen aus den neuen Editionen der Kirchenväter einzuschalten. Aber dies vollendete er nicht. — Schon zur Zeit des Archimandriten Lukas fing man an, dieses Werk im Kiewopetscherkskischen Kloster ins Russische zu übersetzen. Jetzt wird, Kraft eines Synod-Befehls, diese Uebersetzung im Moskowschen Donischen Kloster verbessert und beendigt. — Eugenius (Bulgar), ehemals Erzbischoff der Slawischen Eparchie (jetzt die Neurussische genannt) hat dieses Buch ins Altgriechische übersetzt und dazu fast auf jeder Seite eine Menge historischer, philologischer und kritischer Noten gemacht. Durch Anführung der neueren Editionen der Kirchenväter ergänzte er alles, was im Original fehlte, und was der Herausgeber nicht zu Stande brachte. Er erweiterte sogar auch die Beweise. Anstatt Koridals Brief hing er einen bis dahin ganz ignorirten Traktat des Markus von Ephesus, über den Ausgang des heiligen Geistes, an. Diese Griechische Uebersetzung wurde 1797 in St. Petersburg, auf Kosten des Kabinetts, und auf einen namentlichen Befehl Katharinens II., in Folio gedruckt. Noch schrieb Zernikow einen andern Traktat. In diesem suchte er des Jesuiten Theophilus Kutky Ausgang des h. Geistes vom Sohne, zu widerlegen. Samuel fand davon eine sehr fehlerhafte Abschrift, und versprach, sie verbessert herauszugeben. Allein er wurde



nicht damit fertig. Wenn und wo Zernikow starb, ist unbekannt geblieben.

Adam Burkhardt Sellius (*), ein Geschichtsschreiber, war in der Dänischen Stadt Tondern geboren, und starb als Mönch im Sankt-Petersburgschen Alexandronewskischen Kloster. Er wurde in den Grundsätzen der Lutherischen Kirche erzogen, studirte in der frühern Jugend in seinem Vaterlande und nachher auf mehreren ausländischen Universitäten. Anfänglich zeigte er Neigung zur Theologie. Unter andern besuchte er auch die Vorlesungen des berühmten Theologen F. Buddeus in Jena, welcher ihm, nach seinem eignen Geständnisse, die ersten Zweifel gegen die Wahrheit seiner kirchlichen Partey einflößte. Da nun seine Wißbegierde sich nicht mit den gewöhnlichen scholastischen Beweisen abspeisen ließ, so beschloß er, seine theologischen Untersuchungen bis zu einer gewissen Zeit zu verschieben, und sich unterdessen mit der Philosophie und den schönen Wissenschaften zu beschäftigen. Hierauf kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er Streit mit vielen Theologen hatte, wodurch sein Mißtrauen gegen die vaterländische Religion nur noch mehr bestärkt wurde. Im Jahr 1722 kam er nach St. Petersburg. Hier engagirte er sich als Lehrer der lateinischen Sprache bey der vom Theophan Prokopowitsch für 60 ausgesuchte junge Leute gestifteten Schule. Nachdem er dieses Amt drey

(*) In einer Beilage zur Senaischen Litteratur Zeitung v. J. 1805. ist seiner erwähnt worden.



Jahre lang bekleidet hatte, begab er sich nach Moskau, wo er ebenfalls einige Zeit Unterricht am dortigen Gymnasio gab. Bey seiner Rückkehr nach St. Petersburg wohnte er bey der Akademie der Wissenschaften. Als im Jahr 1736 bey dem Alexandronewskischen Kloster ein Seminarium gestiftet wurde, nahm er daselbst eine Lehrerstelle an. Allein auch hier blieb er nicht lang. Der Graf Lestocq gab ihm eine Sekretärstelle. Diese paßte zu seinem Hange nach Einsamkeit und Ruhe nicht. Er verließ sie also abermals und begab sich wieder in das Alexandronewskische Kloster. Da blieb er bis zu seinem Tode. Gleich nach seiner Ankunft in Rußland erlernte er die Russische Sprache und mit Hülfe derselben wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Russischen Jahrbücher und auf die Russische Geschichte überhaupt. Er war der Gehülfe des Petersburgischen Akademikers Beer, der durch seine Untersuchungen unserer Alterthümer bekannt ist — machte Auszüge aus allen gedruckten Russischen Büchern und Manuscripten — sammelte ebenfalls alle Europäischen Bücher, die von der Russischen Geschichte handeln, oder sie nur von fern berühren. Und die erste Frucht seiner Bemühungen war ein kleines Buch, das im Jahr 1736 in Reval in Lateinischer Sprache unter dem Titel: *Schediasma litterarium de scriptoribus, qui historiam politico-ecclesiasticam Rossiae scriptis illustrarunt*, erschien. In diesem Buche nennt er in alphabetischer Ordnung die Schriftsteller aller Nationen, zugleich mit den Russischen, die nur Etwas von Rußland geschrieben haben, mit Titel und Editionen ihrer Werke. Die Zahl derselben beläuft sich, mit



den Russischen Kirchensachen in fremden Ländern; von den vornehmsten Russischen Klöstern und ihren Vorstehern, von allen Russischen Lehranstalten, von den Heiligen und Märtyrern der Russisch-Griechischen Kirche. Aus dieser kurzen Anzeige der wichtigsten Kapitel dieses Buchs beurtheilt man seinen Werth. Das Original davon kam an den ermordeten Ambrosius, ehemaligen Erzbischoff von Moskwa, und nach dessen Tode in das Kaiserliche Moskowische Archiv der auswärtigen Sachen, wo es noch bis jetzt aufbewahrt wird. In der Bibliothek des Nowgorodischen Seminariums befindet sich eine Copie davon, nebst einem Anhange, worin alle nach Sellius Tode vorgefallenen Veränderungen angemerkt sind. An dieser Copie fehlt jedoch der erste Theil. Herr Kuban, Herausgeber des curiösen Calenders auf das Jahr 1776, schöpfte den Artikel von den Kiowschen Metropolitens aus Sellius Originalschrift und bezieht sich darauf. Es wäre zu wünschen, daß das ganze Werk entweder im Original oder in Russischer Uebersetzung herausgegeben würde. Es dürfte die reichhaltigsten Materialien für die, welche eine Kirchengeschichte Rußlands schreiben wollen, hergeben, und könnte unterdessen allenfalls selbst den Mangel einer solchen Kirchengeschichte so ziemlich ersetzen. — In der Bibliothek der Alexandronewskischen Akademie befindet sich noch ein unbeeendetes Manuscript von ihm im Brouillon unter dem Titel: Bibliotheca medico-chirurgica. Es enthält eine vollständige Anzeige aller medicinisch-chirurgischen Schriften, woraus man sieht, daß er auch Kenntnisse von der Medicin gehabt haben muß. In derselben Bibliothek trifft man auch seine eigenhändig geschriebenen



Bemerkungen während seiner Reise durch Deutschland. Sie sind theils Deutsch, theils Lateinisch, größtentheils aber Dänisch geschrieben. Unter andern findet man darin Beschreibungen verschiedener deutscher Kirchen, Pfarrer u. d. m. — Sellius, der, so zu sagen, einen leidenschaftlichen Hang zu unserer Kirchengeschichte hatte, hegte längst schon die Absicht, sich in den Schoß der Russischen Kirche zu begeben. Allein die öftern Veränderungen seiner Lage hinderten ihn stets daran. Nicht eher als im Jahr 1744 entschloß er sich fest dazu. Bey seinem Uebergang zur Griechischen Kirche wünschte er, aus Achtung für Nestor, den ersten Russischen Geschichtschreiber, dessen Namen zu erhalten. Ein Jahr darauf ließ er sich sogar die Tonsur geben, und begab sich in den Mönchsstand, wobey er den Namen Nikodemus erhielt. Er starb im Jahr 1746, im Alexandronewskischen Kloster. Seinem Beichtvater, dem Präsekt Ambrosius (nachmaligem Erzbischoff von Moskwa) vermachte er seine Sammlung Russischer Jahrbücher und ausländischer Schriftsteller, die Etwas, die Russische Geschichte betreffend, geschrieben haben, um sie der Bibliothek des Seminariums einzuverleiben. Zugleich aber bat er ihn, alle seine Bemerkungen und Auszüge aus gedruckten Russischen Büchern und Manuscripten zu verbrennen. Ambrosius erfüllte das erste pünktlich, das zweyte zu halten hielt er sich aber nicht für verpflichtet, sondern ließ alle seine nachgelassenen Papiere in 15 Bände binden, und legte sie in der Bibliothek des Alexandronewskischen Klosters, wo sie sich auch noch bis jetzt befinden, nieder. Es sind darunter viele alte und auch triviale Hefte, die man vergebens anderswo suchen würde.



Adrian, zehnter und letzter Patriarch von Moskwa, wurde im Jahr 1690 zu dieser Würde erhoben. Vorher war er Metropolit von Kasan. Er starb nach zehnjähriger Verwaltung, den 15. Oktober 1700. Die Schriften dieses Patriarchen sind nicht gedruckt, sondern folgende befinden sich blos im Manuscripte: 1) Schitschit werü, Schild des Glaubens, befindet sich in der Patriarchal: jetzt Synodal-Bibliothek genannt, in Moskwa. Dieses Buch besteht aus verschiedenen moralischen Betrachtungen, Befehdungen der Keher ic. Vieles davon bezieht sich auf die damaligen Umstände und entspricht dem Geist der Zeit. Davor steht die Vorrede eines Unbekannten, der das Buch lobt, und den Patriarchen, es drucken zu lassen, bittet. 2) Von den alten Traditionen der Apostel und Kirchenväter, wie ein jeder rechtgläubige Christ das Kreuz schlagen soll. Dieses Buch schrieb er als Metropolit von Kasan. Es wird ebensfalls in der Patriarchal: Bibliothek aufbewahrt. 3) Sammlung von Urkunden, oder geistlicher, zu verschiedenen Zeiten ergangener Ukasen. Dieses Werk liegt in der Bibliothek der St. Petersburgischen Akademie der Wissenschaften. 4) Auszug der Privilegien und Rechte der Griechisch: Russischen Kirche, von ihrer Begründung an bis zum Jahr 1700. Diesen Auszug machte er für die Commission, die auf einen Befehl Peters des I. vom 23. Febr. 1700, ein neues Reglement entwerfen sollte. Eine Copie davon befindet sich in der Bibliothek der Alexandronewskischen Akademie. 5) Sein Testament, welches er im Jahr 1697 schrieb, wird in der Patriarchal: Bibliothek nebst seiner in Stein gehauenen



Grabchrift, und der Beschreibung seiner Begräbnisfeier, bewahrt.

Asaret, Hieromonach von Weiß-Rußland, lebte in der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Er schrieb ein Buch über die wahrhaftige orthodoxe Religion (gedruckt in Mohilew).

Alexander Lewschin, Protojerei der großen Uspensischen Domkirche zu Moskwa, der Verfasser der historischen Beschreibung der großen Uspensischen Domkirche, und der Einweihung der drey ersten Domkirchen zu Moskwa, gedruckt im Jahr 1783. In diesem findet man viele wichtige Nachrichten von den Alterthümern der Moskowischen Domkirche. Auch von seinen Predigten sind einige, und zwar einzeln zu verschiedenen Zeiten herausgegeben. Er starb im Jahr 1797 in Moskwa.

Ambodick Maximowitsch, (der Nestor der Arzneykunde) Doktor und Professor der Geburtshülfe, wurde im Jahr 1740 geboren. Seine ersten Studien machte er in der Kiewschen Akademie. Hierauf bezog er verschiedene Europäische Universitäten, und durchreiste zweymal die vorzüglichsten Länder Europens. Seine Schriften sind: 1) Ein anatomisch; physiologisch; Russisch; Lateinisches und Lateinisch; Russisches Wörterbuch, nebst einer kurzen Anleitung in der Anatomie und Physiologie. St. Petersburg 1783. 2) Botanisches, Lateinisch; Deutsch; Russisches Wörterbuch, auf Verlangen der freyen ökonomischen Gesellschaft verfaßt und auf ihre Kosten gedruckt. St. Peterb. 1804. 3) Anleitung zur Geburtshülfe in 7 Theilen. Gedruckt in St. Peterb. 1784, 1785 und 1786. 4) Anfangsgründe der Kräuterkunde,



mit Kupfern, gedruckt in St. Petersburg. 1796. (in Russischer Sprache). 5) Physiologie, oder Naturgeschichte der Menschen. St. Petersburg. 1787. (Russisch). 6) Arzeneymittellehre, oder Beschreibung der in der Medicin gebräuchlichen Pflanzen, in 4 Theilen. St. Petersburg. 1785. (Russisch.) Er hat auch viele nützliche Bücher ins Russische übersetzt, von denen wir nur folgende nennen: 1) Hume, Grundriß der Arzeneykunde. St. Petersburg. 1786. 2) Plenck, über die venerischen Krankheiten. St. Petersburg. 1790. 3) Anweisung zur Heilung innerer und äußerer, und der wichtigsten Frauenzimmers und Kinderkrankheiten, in 2 Theilen, St. Petersburg. 1781. 4) Auswahl von Symbolen und Emblemen, in Russischer, Lateinischer, Englischer, Deutscher und Französischer Sprache, mit Kupfern. Petersburg. 1788. u. m. a. Er besitzt ein prächtiges Naturalien- und Kunstkabinet, und eine ansehnliche Bibliothek.

Ambrosius Serdis, wurde den 17ten Oktober 1708, in der Stadt Neschina geboren, und erhielt in der Taufe den Namen Andrei. Sein Vater war aus der Wallachey im Jahr 1691 nach Kleinrußland gekommen, und bekleidete bey den dortigen Hettmännern das Amt eines Uebersetzers aus der Wallachischen, Griechischen und Türkischen Sprache. Nach dessen Tode nahm ihn sein Onkel von mütterlicher Seite, der Kirchenälteste der Kirche zur heiligen Lawra, Wladimir Kamensky, nachmaliger Archimandrit des Neschinischen Klosters zur Verkündigung Mariä, zu sich. Dieser Onkel schrieb ihn bey der Kiewischen Akademie ein, und erlaubte ihm, selb-



nen Namen zu führen. Andrei machte bald große Fortschritte in den Wissenschaften. Um sich noch besser auszubilden, schickte man ihn auf 2 Jahre nach Polen in die Stadt Tzow. Nach seiner Zurückkunft ging er nach St. Petersburg. Im Jahr 1735 nahm er eine Lehrerstelle bey dem neugestifteten Seminarium des Alexandronewskischen Klosters an. Er und Gregori Kremenezky waren es, die diesem Seminario nach und nach eine gehörige Einrichtung gaben, und es in höhere und niedere Klassen theilten. Kurz darauf, im Jahre 1739, ließen sie sich beyde die Tonsur geben. Andrei erhielt den Namen Ambrosius, und Gregori den Namen Gabriel. Im Jahre 1742 ernannte ein namentlicher Ukas Gabriel zum Rektor und Ambrosius zum Präsekt dieses Seminariums. Im Jahre 1748 wurden sie beyde Archimandriten, und erhielten die Titel als Mitglieder des heiligen Synods. Ambrosius kam nach Wostkresensk (dem neuen Jerusalem) wo er den Bau des dasigen Klosters vollenden sollte. Den 7ten November 1753 weihte man ihn zum Bischoff der Perejaslawschen und Dmitrewschen Eparchie. Dabey behielt er jedoch seine vorigen Titel, nämlich die des Archimandriten des Wostkresenskischen Klosters und eines Mitglieds des heiligen Synods. Den 7ten May 1761 wurde er Bischoff der Sarskischen und Padorsskischen Eparchie, die im Jahre 1764 die Namen der Krutzkischen und Moschaiskischen Eparchie bekam. In demselben Jahre erhielt er die Erzbischoffs-Würde. Den 18ten Januar 1768 versetzte man ihn nach Moskwa, wo er bis zu seinem unglücklichen Ende verblieb. Es ist bekannt, daß im Jahr 1771 der aufrührerische Pöbel in



Moskwa über seine klugen Maßregeln gegen den blinden Fanatismus in Wuth gerieth, ihn verfolgte, und als man ihn endlich in der Kirche des Donischen Klosters fand, mit Gewalt herausschleppte, und am 16ten September, im 63sten Jahre seines Alters, unmenschlich vor der Pforte dieses Klosters ermordete. — Es sind zwey Leichenreden auf ihn gemacht worden, wovon die eine im Donischen Kloster der Präsekt der Moskowischen Akademie Ambrosius hielt. Die andre, die den Studenten Alexei Lewschin zum Verfasser hat, ist im Jahr 1771 in St. Petersburg gedruckt. — Von Ambrosius Schriften sind, außer seinen Predigten (davon auch einige gedruckt sind) nur folgende bekannt: Der Kirchendienst nach den Regeln der Griechischen Heiligen; Lobredner, dem heiligen Dmitri, Metropolit von Kostow, gewidmet. Dieser Aufsatz war auch in den gedruckten Quartal-Regenden, nachdem aber wurde er daraus weggelassen. Von seinen Uebersetzungen ins Russische sind folgende im Druck erschienen: 1) Brief des H. Ignatius, Erzbischoffs von Antiochien. Gedruckt in der Moskowschen Synodal-Typographie. 1772. (4 Bogen). Aus dem Griechischen. 2) Katechetische Predigten des H. Kirilla, Erzbischoffes von Jerusalem. Ebendasselbst gedruckt. 1773. (4 Bogen). Aus dem Griechischen. 3) Des H. Johann Damaskin Erklärung der rechtgläubigen Religion oder die Theologie. Ebendasselbst 1774. Von neuem aufgelegt 1785. (4 Bogen). Aus dem Griechischen. Diese Uebersetzung ist viel richtiger als die schon vorhandene ältere im Buche des H. Gregors Nafiansin, unter dem Namen der Himmel, und in Moskwa 1665 gedruckte (4 Bogen)



Abhandlung gegen die Atheisten und Naturalisten. Gedruckt in Moskwa 1765, mit gewöhnlichen (d. h. nicht mit kirchlichen) Buchstaben. (4 Bogen). Aus dem Lateinischen. 5) arbeitete er mit dem Donischen Archimandriten Warlaamatschewsky an der Uebersetzung der Psalmen Davids aus der Grundsprache. Hiers mit kam er zu Stande, schrieb sie ins Reine ab, und wollte sie so eben der Kaiserin unterlegen. Allein der Tod überrückte ihn daran, und so blieb seine Uebersetzung ungedruckt. Eine Abschrift hiervon befindet sich in der Bibliothek des heiligen Synods. Er sammelte viele zur Russischen Kirchengeschichte gehörige Papiere, und hatte sich vorgenommen, eine Kirchengeschichte zu schreiben. Alle diese Papiere nebst seiner ansehnlichen Bibliothek vernichteten seine Mörder. — Als Denkmäler seiner Bemühungen und seines Diensteyfers, können verschiedene Gebäude im Woskresenskischen Kloster und in den gewesenen Peresjaslawischen und Krutiskischen Archirei-Häusern dienen. Im Jahr 1769 fing er die drey großen Domkirchen in Moskwa zu renoviren an. Er war ebenfalls Vormund des Moskowschen Findelhauses, zu dessen Besten er einen Theil seines Vermögens aufopferte, und die Beyträge, die in den Kirchen gesammelt wurden, verwendete.

Ambrosius Serebrennikow, Erzbischoff von Jekaterinoflaw, Mitglied der Russisch-Kaiserlichen Akademie, Statthalter der Moldo-Wallachischen Eparchie, war aus der Bättischen Statthalterschaft gebürtig. Er studirte in der Moskowschen Akademie, wurde hierauf als Lehrer im Sergiewolawrischen Seminario angestellt, bald darauf als Präsekt in die oben erwähnte Akas



demie zurück versetzt, und zum Rektor im Nowgorodischen Antoniewschen Seminario ernannt. 1783 erhob man ihn zum Bischoff von Olonez, und 1786 zum Erzbischoff von Jekaterinoslaw. Er starb den 13ten September 1792 in Pultawa. Als er noch Lehrer am Sergiewolawrschen Seminario war, schrieb er einen recht erträglichen Leitfaden zur Russischen Rhetorik, zum Gebrauch der Lernenden in demselben Seminario. Dieses Buch wurde in Moskwa im Jahr 1778 und 1791 wieder aufgelegt. Außer einigen bey Hofe gehaltenen, mit dem Allerhöchsten Beyfall gekrönten Predigten (in Petersb. gedruckt und zu verschiedenen Malen neu aufgelegt), haben ihm noch folgende seiner Schriften allgemeines Lob erworben: Bewillkommungsrede an den Fürsten Potemkin, gedruckt in Jassy. 1790. Besonders ist seine Leichenrede auf diesen Fürsten ein Muster hinreißender Beredsamkeit. Sie wurde in Jassy im Jahr 1791 und in Moskwa 1792 gedruckt. Beauftragt von dem Fürsten Potemkin schrieb er eine Vergleichung der christlichen Religionswahrheiten mit dem Altkoran. Diese Schrift ist jedoch nicht gedruckt worden, sondern befindet sich noch jetzt im Manuscript in der Bibliothek des heiligen Synods. Man hat von ihm auch eine Auslegung des Propheten Hesekiel, allein auch diese ist unvollendet und nur im Manuscript. Von seinen Uebersetzungen ist blos Miltons verlornees Paradies bekannt, welches 1780 in Moskwa im Druck erschien.

(Die Fortsetzung folgt.)



Berlinsky's Geschichte von Kleinrußland.

(Aus dem Westnik Europä 1805.)

Jeder Zweig der Russischen Geschichte, jede Nachricht, welche uns die Thaten oder Eigenheiten eines ausgezeichneten Mannes unserer Nation ins Gedächtniß ruft, muß auch der spätesten Nachkommenschaft wichtig seyn. Fast alle cultivirte Nationen Europas haben eine Menge Werke über ihre vaterländische Geschichte. Freylich sind nicht alle von gleichem Werthe. Bey uns aber sind kaum die wichtigsten Begebenheiten des Vaterlandes aufgezeichnet. Ich rede hier nicht von unsern ältern Chroniken, die jeder kennt, sondern ich meine, daß es vielleicht erst das zweyte Jahrhundert ist, daß man anfang, Alles mit besonderer Genauigkeit zu behandeln. Ohne im Geringsten den Ruhm unserer neuen Historiographen schmälern zu wollen, sage ich nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß sie und ihre Suite den größten Theil ihrer Kenntniß vom Vaterlande Ausländern zu verdanken haben. Auch ist hier nicht der Ort, die Freygebigkeit des Monarchen zu lobpreisen, der uns plötzlich tausend Mittel an die Hand gibt, durch wels



che die Russische Clio ihre Rollen mit vaterländischen Begebenheiten anfüllen und die Fehler berichtigen kann, welche in der historischen Darstellung vergangener Jahrhunderte während ihres Schlummers begangen wurden.

So ein großes Gebiet Klein-Rußland auch ausmacht, so ist es, meines Wissens, noch sehr unvollständig beschrieben. Herr Kuban hat eine sehr kurze Geschichte desselben herausgegeben. Herr Schiffsansky, der sehr ausgebreitete Kenntnisse besaß, bearbeitete es weitläufiger, allein er hält sich mehr bey der alten Eintheilung dieses Landes in Regimenter und bey der damit verknüpften Regierung auf. Vor zehn Jahren hatte ich Gelegenheit sein volumindses Manuscript zu sehen, von dem ich nicht gewiß sagen kann, ob es nachher gedruckt worden ist. Doch erinnere ich mich, daß er es aus Bescheidenheit bloß seinen Freunden mittheilen wollte. Wenn also seine Delikatesse dem allgemeinen Nutzen nicht nachgegeben hat, so wäre zu wünschen, daß es noch künftig geschehen möchte. Herr Schalikow sah Klein-Rußland mit den Augen eines empfindsamen Reisenden. Seine Beschreibung befriedigt die Wißbegierde des Forschers wenig. Sie gleicht den Schilderungen Ismailows und Sumarokows vom südlichen Rußland und der Krimm. Ich wage es sogar zu behaupten, daß es Niemanden schwer fallen würde, auf diese Art eine Beschreibung seiner Wohnung zu liefern. Und in der That gibt es auch schon Reisen im Zimmer herum, in die Taschen u. dgl. m. Unlängst erhielt ich von Herrn Berlinsky das Manuscript seiner historischen Uebersicht von Klein-Rußland und von diesem Buche will ich jetzt einige Worte sagen.



Der Verfasser, der in Kiew als Lehrer bey einer Normalschule angestellt war, wandte viele Jahre an, um in den Freyestunden seines Berufs die dasigen Bibliotheken zu besuchen und sich genauere Kenntniß von diesem Lande zu erwerben. Zuerst bewogen ihn dazu die Bitten seiner Landsleute; der gütige Monarch schenkte ihm selbst 500 Rubel zum Drucke seines Werkes, und hierauf erhielt er auch von Andern Unterstützung, damit er wenigstens die Ausgabe des ersten Theils beschleunigen konnte. Unterdessen arbeitete er an der Ausgabe einer Topographie von Kiew, welche vorhergehen wird. Er schrieb sie zu gleicher Zeit mit der Geschichte.

Dieses Buch besteht aus 4 Theilen. Im ersten Theile handelt er von der Erbauung der Stadt Kiew bis zur Eroberung derselben vom Fürsten Gedemin, als von welcher Zeit an sie nie wieder Rußlands Hauptstadt war. Dieser Theil enthält 13 Kapitel. Im zweyten geht es bis auf die Vereinigung Klein-Rußlands mit dem Russischen Reiche unter dem Zar Alexei Michailowitsch. Dieser enthält 20 Kapitel. Im dritten beschreibt er die Begebenheiten bis zur Einführung Karls XII. durch Mazepa. Er enthält 26 Kapitel. Der 4te und letzte besteht aus 24 Kapiteln und sollte eigentlich mit dem Jahre 1803 beendigt seyn, allein wegen Verzögerung des Drucks dürfte er weiter reichen. Diese Eintheilung gründet sich auf die merkwürdigsten Epochen, wo Klein-Rußlands politische Verhältnisse eine andere Ansicht erhielten. Was die umständliche Beschreibung selbst und die Anzeige der Hilfsquellen betrifft, darüber kann man dem Verfasser wohl



unmöglich etwas vorwerfen. Das ganze Werk ist ein Beweis seines unermüdeten Fleißes, und an vielen Stellen bemerkt man eine Delicatesse in der Auswahl (*).

(*) Hier folgt im Original eine Probe des Stylls, die ich be- halb weglasse, weil sie mir nicht glücklich gewährt zu seyn scheint.



Das Museum des Herrn Dubrowsky.

Diese seltne Sammlung von Manuscripten befindet sich bereits in St. Petersburg, und enthält 1) die berühmtesten Manuscripte vom 4ten Jahrhunderte an bis auf unsere Zeiten, 2) unschätzbare slavische Handschriften, die unserer Geschichte ein Alterthum mehrerer Jahrhunderte geben. Herr Dubrowsky diente lange bey dem diplomatischen Corps, ging mit verschiedenen Russischen Gesandtschaften in fremde Länder, und brachte 26 Jahre außerhalb seines Vaterlandes zu. Diese ganze Zeit über sammelte er mit unermüdetem Fleiße und mit dem glücklichsten Erfolge alte Manuscripte. Dadurch bereicherte er die vaterländische Geschichte mit Seltenheiten, die uns durchaus mangelten. Die ganze Sammlung, die außerdem überall in Europa bekannt ist, enthält Denkmäler von 15 Jahrhunderten und ist ohne allen Widerspruch die Erste und Beste in ganz Rußland. Sie ist wegen der alten Russischen Schriften so unschätzbare und für unsere Geschichte so unentbehrlich, daß wenn sie durch irgend einen unglücklichen Zufall das Schicksal der sibyllinischen Bücher erfahren



hätte, ein einziges gerettetes Stück die Stelle eines ganzen Archivs hätte vertreten müssen. Solche Seltenheiten sind nicht mit Geld zu erkaufen. Alle unsere Kirchenschätze wären nicht im Stande das Alter unserer Nation um ein Jahr zu vermehren, wenn wir diese Denkmäler eingekauft hätten. Sie zeugen von der Größe und vom Ruhme unsres Volks.

Herr Dubrowsky, der, wie gesagt, sein ganzes Leben einer so wichtigen Sammlung widmete, erreichte endlich seine Absicht und hatte nun ein Museum von Manuscripten, das einzig in seiner Art ist. Mehr wie einmal unternahm er blos in dieser Hinsicht Reisen in verschiedene Gegenden Europas. Er bestrebte sich zu erfahren, wo sich die berühmtesten Manuscripte befanden, und erwarb sich schon in Frankreich den Namen eines Freundes von Antiquitäten. Seine Collection wurde immer beträchtlicher, denn er schonte keine Kosten, da er nur immer auf den Nutzen für sein Vaterland und auf den Dank seiner Mitbürger hinsah. Bald wurde sie in Paris bekannt, und mit Vergnügen von den angesehensten Personen besucht. Gelehrte Männer schrieben Dissertationen über einige Manuscripte. Die Kenner der Literatur, mit denen er in gelehrten Verbindungen stand, sprechen mit Lob davon. Und da die Revolution in Frankreich die bisherige Regierungsverfassung zertrümmerte, öffnete sich unserm würdigen Sammler ein weites Feld. Die Thüren der geheimen Zimmer, die diese Schätze aufbewahrten, riß der Sturm los. Die Bastille wurde zerstört, ihre Archive vom rasenden Haufen spoliert, die Klöster vernichtet, unermögende Greise, die Vorsteher der Bibliotheken, verjagt



— alles kam in die Hände unwissender, roher Menschen, die den Werth dieser alten Pergamente nicht kannten und sie für ein Spottgeld an Handwerker verkauften. In dieser seltsamen Epoche erschöpfte Herr Dubrowsky, von seiner Neigung hingerissen, alle Mittel, und opferte sein ganzes Vermögen, um diese Schätze an sich zu kaufen. Mitten unter der allgemeinen Verwirrung gelang es ihm, einen beträchtlichen Theil geheimer und seltner Papiere, die sonst in der Bastille bewahrt wurden, in seine Hände zu bekommen, unter denen sich Originalbriefe verschiedener Könige und anderer berühmter Personen befanden. Ebenso erlangte er auch eine seltne Sammlung aus der Bibliothek von St. Germain, die immer für eine der wichtigsten angesehen wurde. Es befanden sich darin über 30000 geschriebene Werke, die aber unglücklicher Weise alle verbrannten. Inzwischen kamen doch die besten und kostbarsten Manuscripte (eine Beschreibung davon mit Prosbestücken findet man im diplomatischen Tractat, in der Paläographie und in Mabillon de re diplomatica) an Herrn Dubrowsky. Aber was wohl dem Herzen des edlen Russen am theuersten war, was wohl am meisten den Dank seiner Landsleute verdient, ist, daß er, ungeachtet der großen Hindernisse, die er erst aus dem Wege räumen mußte, ungeachtet der Nachsichungen des grausamen Kobespierre (es fehlte nicht viel, daß dieser seine Habseligkeiten an sich gezogen und versiegelt hätte) dennoch die kleine Bibliothek der russischen Fürstin Anna, der Tochter des Großfürsten Jaroslaw, die im 17ten Jahrhunderte mit dem Könige von Frankreich, Heinrich dem Ersten vermählt wurde, an sich kaufte. Es ist be-



kannt, daß diese Fürstin die Abtey Senlis gestiftet hat, in der auch alle ihre Bücher bis auf unsere Zeiten aufbewahrt wurden. Hier fand sie Herr Dubrowsky und bezahlte dafür keine kleine Summe. Diese Handbibliothek, die größtentheils Kirchenbücher, Drewlänsche mit runischen Buchstaben geschriebene Manuscripte und andere nicht minder wichtige Papiere aus den Zeiten der Olga, des Wladimir u. a. m. enthält, machen die sogenannte slavische Abtheilung im Museo des Herrn Dubrowsky aus. Diese Bibliothek ist uns aber nicht bloß wegen ihres Alterthums schätzbar, sondern kann uns auch verschiedene Stellen im Anfange unserer Geschichte erklären, die sich bisher bloß auf widersprechende Aussagen der Geschichtschreiber gründeten.

Hier können wir Denkmäler unserer damaligen Schreibart, Proben von Uebersetzungen der Kirchenbücher, und, wovon wir bis jetzt noch nicht die geringste Kenntniß hatten, Beweise finden, daß wir die erste europäische Nation waren, bey der Bücher geschrieben wurden. Denn weder die Franzosen, noch die Deutschen, noch irgend eine andere Europäische Nation, können ein Buch aufzeigen, das vor dem 11ten Jahrhunderte geschrieben wäre. Herr Dubrowsky sammlete alle diese Manuscripte in der Absicht, die ganze Kollektion seiner Geburtsstadt Kiew zu schenken, und dadurch den Ruhm dieser ältesten Lehranstalt zu stützen. Allein verschiedene Umstände hinderten ihn an der Ausführung dieses Vorsazes. Seine öfters Reisen in diplomatischen und politischen Angelegenheiten, die Nothwendigkeit den Ort, wo seine Manuscriptensammlung sich befand, öfters zu verlassen und



andere unangenehme Vorfälle, brachten der Kollektion keinen geringen Nachtheil. Er sah sich endlich gezwungen, die griechischen Schriften (von denen jedoch ein großer Theil in der Moskowschen Patriarchal-Bibliothek geblieben ist,) abzutheilen und fremden Ländern zu überlassen. Die lateinischen und die übrigen andern Manuskripte haben sich bis jetzt erhalten und verdienen allgemeine Aufmerksamkeit. Kenner von Antiquitäten, angesehen Leute, Minister, große Künstler und Gelehrte besuchen mit Vergnügen die bescheidene Wohnung des Hrn. Dubrowsky und betrachten die Schätze so vieler Jahrhunderte, die gewiß in einem Palaste aufgestellt zu werden verdienen. Dieser gelehrte Mann soll jetzt auch an einer Geschichte des Alterthums der Russischen Schriften arbeiten. Dieses Werk wird ihn unstreitig nicht bloß als Kenner der Antiquitäten, sondern auch als Schriftsteller und Gelehrten auszeichnen.



Kurze Uebersicht der ältesten und merkwürdigsten
Manuskripte im Museo des Herrn
Dubrowsky.

(Aus dem Sewernii Westnik, Februar 1805.)

Mehr als 400 Werke sind schon aus fremden Ländern hier angekommen und machen zwey Haupttheile dieser Sammlung aus, nämlich 1) die Handschriften, welche sich direkte auf das Alterthum der Schrift und Literatur beziehen und 2) der historische Theil. — Der erste enthält verschiedene Privatsammlungen (Recueils) von funfzehn Jahrhunderten und eine Reihe unschätzbarer Merkwürdigkeiten aus dem vierten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten.

Erste Abtheilung.

A. Ganz alte Manuskripte.

Der Grund zu der ersten von diesen Sammlungen ist von Adelar, einem Vetter Karls des Großen, angelegt. Gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts ward sie mit der Sammlung des St. Germainischen Klosters vereinigt. Sie steht in einer Reihe mit den vier berühmtesten Manuskripten-Sammlungen in Europa, der Vatikanischen, der Kaiserlichen in Wien, in Paris und Lon-

don (*). Sie ist gleichsam die Einleitung in das Museum und verdient die Aufmerksamkeit aller Antiquarien. Mabillon, Montfaucon und andere gründeten ihre diplomatischen Principien auf dieselbe und bestimmten darnach die Jahreszahl aller bekannten Manuskripte. Von dieser Zeit an ist ihre Existenz außer Zweifel gesetzt und ihre Originalität durch unumstößliche Beweise dargethan. Das wichtigste Stück dieser Abtheilung und die Krone des ganzen Museums heißt der Codex von St. Germain (Codex St. Germanensis), geschrieben im vierten Jahrhunderte nach Christi Geburt mit griechischen und lateinischen Unzialbuchstaben, ohne Accentuation und Verbindung, sondern so, daß die Sylben alle abgetheilt sind. Die Muster dieser Schreibart werden sogar als Seltenheiten in den Bibliotheken aufbewahrt. Dies ist eben der berühmte Codex, von dem Mabillon als von dem wichtigsten in seinem Werke *de re diplomatica* (Th. 1. S. 363. herausgegeben in Neapel) spricht. Die Beschreibung derselben und ein Muster (*fac similis*) der Schrift findet man im *Traité diplomatique* (Th. 6. S. 638.) Er ist unschätzbar und wiegt allein seines tiefen Alterthums und seiner bewundernswürdigen Erhaltung wegen eine ganze Bibliothek auf. Eine andere eben so kostbare Handschrift ist wegen ihrer Schönheit Codex *argenteus* genannt. Er ist auf purpurfarbenem Pergament mit silberner Dinte geschrieben. Die Anfangsbuchstaben und Ueberschriften sind

(*) Siehe die Vergleichung der alten Manuskripte im Diplomatischen Traktat. — der Griechischen Th. I. S. 686. der Lateinischen Th. 3. S. 39. Kap. 2. u. f.



von Gold. Dies war ein Kaiserliches Buch und außer den gekrönten Häuptern durfte Niemand am Byzantinischen Hofe dergleichen besitzen. Außer der Verschwendung in den Buchstaben ist es auch deswegen merkwürdig, weil es verschiedene Miniaturzeichnungen aus den ersten Jahrhunderten zu der Zeit enthält, da in Rom alle Wissenschaften und Künste in Verfall geriethen, folglich die Malerey vergessen und von rohen Wildkern unter den Trümmern dieser Stadt begraben ward. In der Sammlung römischer Unzialmanuskripte zeichnet sich besonders ein mit seinem Autor contemporanes aus dem fünften Jahrhunderte aus. Eine Beschreibung desselben und ein Muster der Schrift steht ebenfalls im *Traité diplomatique* (Th. 6. S. 636.) Noch findet man ein fast eben so altes und zu Karls des Großen Zeiten erneuertes Manuscript, welches in demselben Werke Th. 3. S. 149. beschrieben ist. Die übrigen fünf Handschriften in dieser Sammlung vom Anfange des sechsten Jahrhunderts werden alle für Originale aus jenen Zeiten gehalten und sind aufs Beste conservirt. Bey dieser Gelegenheit bemerke ich, daß wir bis jetzt in Rußland kein älteres Manuscript als aus dem zehnten Jahrhunderte, weder in der Zalusky'schen, jetzt Kaiserlichen, noch in der Patriarchalbibliothek hatten.

Unter den Gallischen Manuscripten befindet sich eins, welches das zehnte Buch des heiligen Augustins über die Stadt Gottes, mit Halb-Unzialbuchstaben im fünften Jahrhunderte geschrieben, enthält. Am Rande sind Anmerkungen mit römischen Buchstaben. Dieses Ma-

nuskript wird im diplomatischen Traktat erwähnt unter No. 766. im 3 Th. S. 213.

Unter den Lombardischen Manuskripten befinden sich Gedichte des Fortunats und noch ein anderes. Beyde sind gut aufbewahrt. Von dem einen s. im diplomatischen Traktat unter No. 738. Th. VI. No. 640. von dem andern *ibid.* No. 737.

Unter den Merowingischen Handschriften bemerken wir besonders ein vom Papst Gregor dem Großen im siebenten Jahrhunderte geschriebenes Buch. Es steht unter No. 789. Th. 6. des diplomatischen Traktats. Dieses Exemplar ist das älteste unter allen, die in Europa vorhanden sind. Das andere ist aus demselben Jahrhunderte, das dritte aber von dessen Ende in drey Colonnen mit Halb-Unzialbuchstaben. Mehr davon s. im diplom. Trakt.

In der Abtheilung der Angelsächsischen Manuskripte bemerken wir ein berühmtes und vielen Schriftstellern bekanntes Buch. Es ist im siebenten Jahrhunderte mit Unzialbuchstaben, die Erläuterungen dazu aber mit Halb-Unzialbuchstaben geschrieben. Ein anderes vom Ende des siebenten Jahrhunderts wird für das älteste Exemplar des Isidors von Sevilla gehalten. Es steht im diplom. Traktat unter No. 800. und bey Mabilion No. 257. 1 Th. S. 367.

Zu dieser Sammlung gehört noch ein drittes Manuskript aus dem achten Jahrhunderte, welches sich außerordentlich gut erhalten hat und sub No. 108. im 6 Th. d. diplom. Trakt. steht.

In der Sammlung der Karolingischen Manuskripte befindet sich ein kostbares Werk, welches ganz mit



eigner Hand Pauls von Aquileja (gewesenen Ministers und Sekretärs des letzten lombardischen Königs, welcher von Karl dem Großen in Gefangenschaft weggeführt, in der Folge aber sein Vertrauter ward. S. Mabillon Th. 1. S. 375.) geschrieben ist. Ferner die Werke des heil. Ambrosius, vom Korbeianischen Abt Leutharius im Jahre 755. Die des Manutius Felix, Cicero, Columella und mehrerer vom neunten Jahrhunderte.

Im noch übrig gebliebenen Theile Griechischer Manuskripte (denn die meisten davon befinden sich im Auslande) besitzt Herr Dubrowsky ein unschätzbares Bruchstück, dessen tiefes Alterthum gar keine Vergleichung mehr leidet. Es ist ein Stück Pergament von vier Seiten, die vom Märtyrer Pampyl mit einem Griffel und mit einer Schrift, die blos zu Aufschriften in Stein und Bronze gebräuchlich ist (*style lapidaire*) beschrieben sind. Es wurde bey dem Brande der Cäsarischen Bibliothek in Palästina gerettet und 150 Jahr darauf von Karl dem Großen in das Kloster der Stadt Aix in Provence unter die Reliquien niedergelegt, wo es tausend Jahr blieb. Während der Revolution kam es nach Paris und wurde abermals bey dem Brande der St. Germain'schen Bibliothek vom Präsidenten d'Ormesson gerettet und Herrn Dubrowsky geschenkt.

Hierher gehören auch die Werke des Herodot und Thucydides im zehnten Jahrhunderte geschrieben und die eines gewissen Grammarjans Protoscheda, der im funfzehnten Jahrhunderte lebte. Den Antiquitätenkennern ist es bekannt, wie selten diese bestäubten Manu-



skripte und wie reich an Stoff zu gelehrten Untersuchungen sie sind. Nicht selten findet man darin Ergänzungen solcher Stellen, die in den alten Autoren fehlen. Ferner drey Handschriften vom Atheniensischen Berge im neunten Jahrhunderte unter der Regierung Leo des Weisen geschrieben. Ein Manuskript aus dem zehnten Jahrhunderte mit sehr alten, noch ganz unbekanntem Anmerkungen. Ferner zwey aus dem eilften Jahrhunderte, die wegen ihrer griechischen Miniaturen nach ennostischen Mustern sehr kostbar sind. Außerdem sind hier noch Manuskripte von 1029, 1069, 1111, 1292, 1318, die alle in der griechischen Paläographie und in der Bibliotheca Coisliniana beschrieben sind.

(Die Fortsetzung folgt.)



T o l e r a n z .

(Extrakt aus meinen Kirchenbüchern a. a. 1802 und 1803.)

Am 6 August 1802 beerdigte ich in Selo Kalütschewa den Commis des Kaufmanns N. . . . auf dessen Landgute Sumarokowa, 30 Werste von Moskwa. Er hieß Johann Jakob Grundt u. u. Der Pope dieses Dorfs (Jakob Maschkow,) bot mir seine Kirche an, um darin die Beerdigungszeremonie zu vollziehn und drang mit seinem Anerbieten um desto stärker in mich, je mehr ich mich weigerte und ihm die Folgen vorstellte, welche ihm diese mir ertheilte Erlaubniß bey seinen Obern zuziehn köunte. Das Grab des Verstorbenen hatte er auf dem russischen Kirchhofe, ganz nahe bey der Kirche selbst, höhlen lassen.

Am 11 Januar 1803 beerdigte ich in Tula den Generalmajor Karl Fedoritsch von Toll und die Oberstin, Frau des Direktors der Gewehrfabrik, Klarissa Gertruda von Bölkersaam. Der erste war geboren in Arensburg im Jahr 1745; trat in Russisch Kaiserliche



Dienste im Jahr 1760; befand sich in mehrern Schlachten; ward im Auslande gebraucht; erhielt den St. Georgen Orden von der vierten Klasse und stand zuletzt als Chef beyhm Troiskischen Musquetier-Regimente in der Krim. Hier nahm er Kränklichkeit halber seinen Abschied und bekam für seine langen, wackern Dienste von Alexander I. lebenslange Pension. Er starb im Kreise seiner Verwandten und im Hause seines Schwagers des gewesenen Gouverneurs von Tula, Andrei Iwanitsch Lapuchin, verheirathet etc. Und für seine dem Vaterlande geleisteten, mit Aufopferung von Blut und Leben dargebrachten Dienste, zur Ehre der Toleranz, zum Trost für seine niedergebengten Freunde, versagte ihm, trotz aller Bitten und Vorstellungen, der in Tula gebietende Archierei Mephodi ein Grab auf dem gewöhnlichen Russischen Gottesacker, wo bisher selbst die Deutschen vom niedrigsten Stande beygesetzt wurden. Ich war also genöthigt, ihn und die Oberstin 2 Werste von der Stadt im freyen Felde einscharren zu lassen.



Litterarische Anzeigen.

Im vergangenen Jahre kamen in Rußland 15 Journale und in St. Petersburg und Moskwa 115 neue Bücher heraus. Unter den letztern sind die mehresten Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Die besten derselben sind Tristram Shandy, Gedanken von Rousseau, Hufelands Kunst das menschliche Leben zu verlängern von Oserov, die neue Heloise von Palizän, Anacharsis Reisen von Strachov. Unter den Originalwerken zeichnen sich aus, die schon bemeldeten Anakreontischen Lieder von Dereschawin, Bahariana von Cheraskov, Sammlung alter russischer Dichtungen von G. R., Ueber den ältern und neuern Stil der russischen Sprache, Der neue Worterklärer von Janovsky, Der Anbruch der Mitternacht von Bobrov u. u. Man rechnet, daß hier zu Lande unter 20 Menschen nur Einer liest. (S. Schurnal rossiiskoi slowestnosti i N, Brusilowüm. No. 1. 1805.)



Zur Kenntniß des Fortgangs der neuen Universität in Kasan (ad Wolgam efflorescentis) gehören folgende Nachrichten.

Im Jahr 1804 d. 4. Nov. unterschreibt Alexander I. die Fundationsakte der Kasanschen Universität.

1805, d. 11. Febr. Ankunft des Curatoris Stepan Jakowlitsch Numovsky (wirklichen Staatsraths und Ritters) in Kasan.

Eod. an. et mens. d. 14. Verlesung der Fundationsakte mit den dabey gewöhnlichen Feyerlichkeiten.

eod. d. 23. Ernennung der 40 Studenten, welche auf Kronskosten unterhalten werden.

eod. d. 25. Abreise des Curatoris. Anfang der Vorlesungen.

Professores Ordinarii:

Zepelin, Prof. der Geschichte, Statistik und Geographie.

Jakowkin, Prof. d. Russ. Gesch. und Geographie.

Protassow, Prof. der Medizin.

Dankow, Protopop Prof. der Theologie.

Professores adjuncti:

Kartaševsky, der Mathematik.

Erich, der Griechischen und Lateinischen Sprache.

Lewitsky, der Philosophie.

Savolsky, der Physik.

Es existirt hier eine Art von interimistischem Conseil, bestehend aus 2 Professoren und 4 Adjunkten mit Zuziehung des Protopopen Dankow.

Ein Ulas hat schon 30 Kronsfeyertage vernichtet.



Die Rostock'sche Universität ernannte sub dato 14 Juny 1804. den Professor Zepelin zum Doctor Philosophiae.

Der Graf Potocki, Curator der neuen Charkov'schen Universität, kam am 14 Januar a. St. in Charkov an. Am 17 ej. eröffnete er feyerlich diesen künftigen Musensitz und ließ die Fundationsakte nebst den Ustav vorlesen. Am 23 ej. fingen die Vorlesungen (im General: Gouverneur's und Gouverneurshause, weil das Universitätsgebäude noch nicht zu bauen angefangen ist) an. Studenten aller Fakultäten waren 55. — Der Kaiser bewilligte der Universität wie den Uebrigen 130000 Rubel jährlich. Der Charkov'sche Adel bezahlt zu den Gebäuden innerhalb 6 Jahren 400,000 Rubel, der Ekaterinoslav'sche in 10 Jahren 108000 Rubel. — Professoren sind gegenwärtig:

Ordinari:

Rischskü, Rector, für die russ. Litteratur.

Dypovsky, perpetueller Assessor der Universitäts-Kanzley, für Mathematik.

Timkovskü, für die Jurisprudenz.

De la Bigne, für die Botanik.

Belin de Ballu, für griechische und französische Litteratur.

Stoikovitich, für Physik, Dekan.

Umlauf, für deutsche und lat. Sprache, Dekan.

Schade, für Philosophie, Dekan.

Schnaubert, für Chymie.



Adjuncti:

Pastor Barendt, für orientalische Litteratur.

Lange, für Philosophie.

Schmerfeld, für politische Oekonomie.

Wasiliew, für Civilbaukunst.

Krüger, für Mineralogie.

Giese, für Chymie.

Karetnikov, für Botanik.

Gamperle, für Jurisprudenz.

Kalkau, für Medizin.

Philippowitsch, für Statistik.

Nach dem Etat müssen 28 Professores ordinarii und 12 Adjuncti seyn. Jeder Professor erhält jährlich 2000 Rubel Gehalt, der Adjunkt 800 Rubel. Beyde bekommen mit der Zeit freye Wohnung — Von den 55 Studenten waren 25 aus den Gymnasien u. aufgenommen, 30 aber aus den Seminarien. 22 studiren auf eigne, 33 auf Kronskosten. — Die Bibliothek hat jetzt für 6000 Rubel Bücher und Hoffnung in diesem Jahre noch für 10000 zu erhalten. An den Chymischen Apparat war verwendet 2000 Rubel, an den Physischen 6000 Rubel.

B e r i c h t i g u n g.

In der St. Petersburgischen Zeitschrift für gebildete Stände No. 52. pag. 474. 1804 steht ein Aufsatz über die Gräfte des Petscherkischen Klosters zu Kiow. Der anonyme Verfasser desselben hat hie und da geirrt. Ich wünschte ihn davon zu überzeugen. Er sagt:



„Die größte Seltenheit dieses Klosters sind seine
„weitläufigen, unterirdischen Gänge mit vielen
„Abtheilungen, Nischen und sogar mit einer
„Kapelle.“

(In der Katakombe des heiligen Antonius ist 1) die Kapelle zum heil. Antonius, 2) die Kapelle, wo vor Zeiten die Versammlung der Mönche zum Beten und Mittagessen Statt fand. 3) Die Kapelle zum Opfer Maria. 4) Die Kapelle zum heiligen Barlaam. — Die Katakombe des heil. Theodosii enthält 1) die Kapelle zur Verkündigung Maria. 2) Die Kapelle zum heil. Theodosius und 3) die Kapelle zum Feste der Geburt Christi.)

„Eigentlich sind es zwey Gräfte, die des heil. Antonius und die des heil. Theodosius. Jene ist
„die größte und interessanteste. Beym Eingange
„findet man gewöhnlich einige Mönche, die sich zu
„Führern erbieten und dem, der hineingehen will,
„ein brennendes Wachslicht geben; ein religiöser
„Gebrauch, der aber auch dem Nichtgläubigen sehr
„gut zu statten kommt, denn die Gänge sind eng
„und dunkel.“

(Wenn man in eine Katakombe gehen will, so muß natürlich ein Begleiter seyn, der die Gänge kennt. Dazu sind mehrere Mönche bestimmt, welche sich eben nicht zu Führern erbieten, sondern gebeten werden müssen, Begleiter zu seyn. Wachslichter, die man in der Vorhalle trifft, muß man sich kaufen, um nicht im Finstern umher zu tapen, und sind mehr Bedürfniß als religiöser Gebrauch.)

„Ehe man hereingeführt wird, muß man sich seitwärts in ein Zimmer begeben, um zu dem Hau-

„In sein Gold: Silber: und Kupfermünze, den theils
„fromme Pilger, theils Neugierige zusammengelegt
„haben, sein Scherflein auch beyzutragen. Einige
„Mönche zeichnen alles, was einkommt, sehr sorgfältig
„in ein Buch ein.“

(Unter dem Seitenzimmer versteht wahrscheinlich der Einsender die Vorhalle. Hier sieht man aber keine Haufen von Gold: und Silbermünze, auch ist es kein Muß sein Scherflein beyzutragen, sondern mehrere Pilger lassen ihre Namen aufschreiben um nach Kirchengebrauch für sich Messe lesen zu lassen, wofür denn etwas Bestimmtes entrichtet wird.)

„Nun erst beginnt die Wanderung. Man wird in
„einen sehr tiefen, schmalen und finstern Gang geführt,
„in dessen beyden Wänden viele Nischen angebracht sind,
„die die Tiefe von $1\frac{1}{2}$, die Breite von 3 und die Höhe von $1\frac{1}{2}$ Ellen haben. In
„diesen Höhlen liegen eine Menge nicht sehr verwester Leichen von Heiligen in offenen Särgen.“

(Ob die Heiligen nicht sehr verweset oder vollkommen unverweset sind, hat der Einsender wohl schwerlich untersuchen können.)

„Vor einigen Oeffnungen (der Nischen) befinden sich seidne Vorhänge; die mehresten Leichen aber sind mit vermoderten seidnen Kleidern bedeckt.“

(Die seidnen Zeuge, in welche die Heiligen eingekleidet, meist eingenäht sind, sind nicht vermodert, auch haben die Kuffeher der Katakomben reiche Gewänder, die die Kaiserin Catharina geschenkt hat; diese werden aber nur an hohen Festtagen gebraucht.)



„Andächtige Personen küssen nicht blos die Leich-
„name, sondern legen auch Geld zu neuen Klei-
„dern (?) hin. In jeder Nische steht (hängt) eine
„kleine Tafel mit dem Namen des Heiligen. Der
„Anblick so vieler modernden Körper, entstellte,
„fürchterliche, zum Theil Grausen erregende Ge-
„sichter, geronnenes schwarzes Blut — das alles
„wäre schon hinreichend, den Aufenthalt in diesen
„Grüften widerlich zu machen. Nun aber denke
„man sich noch überdies die seit Jahrhunderten
„eingeschlossene Luft, den starken Kerzendampf, die
„Ausbünstung so vieler lebendigen Menschen und
„den Geruch von Todten — so ist es natürlich, daß
„eine so gefährliche Luft nicht blos den meisten
„Neugierigen Ermattung, sondern manchen sogar
„Ohnmachten zuzieht.“

(Ob die Körper vermodert sind, oder nicht, kann man nicht entscheiden, da sie alle ganz fest in Seidenzeug eingnäht sind. Folglich sieht man weder entstellte, fürchterliche, noch Grausen erregende Gesichter. Geronnenes schwarzes Blut dürfte wohl schwerlich an Körpern, die schon einige Jahrhunderte liegen, bemerkbar seyn. Eine seit Jahrhunderten eingeschlossene Luft kann man an einem Orte, der täglich besucht wird, nicht annehmen. Schwächliche, hysterische Damen vertragen die Luft ohne krank zu werden, und wenn ja die Luft von sehr vielen anwesenden Menschen und brennenden Wachskerzen verdorben wird, so reiniget sie sich bald durch einen Zug, den man in mehreren Gängen deutlich bemerkt. Die Körper der Heiligen haben gar keinen Geruch, und Todtengeruch ist nirgends

zu bemerken. In heißen Sommertagen ist der Aufenthalt in den Katakomben angenehm, die Luft rein und trocken, außer der Katakombe des heil. Theodosius, wo einige Gänge von naheliegenden Quellen feucht sind. Daß aber schwächliche Personen, wenn sie in Gesellschaft vieler in Schafspelze gekleideten Menschen sich in einem engen Raume aufhalten, ohnmächtig werden, geschieht eben so gut in eingeschlossener Zimmerluft. Daran ist gewiß die Luft in den Katakomben nicht Schuld.)

„Der ganze Boden der Gegend besteht aus einem
 „lockern, leichten weißgelben Sandsteine, in dem
 „mit leichter Mähe gewölbte Gänge dieser Art sich
 „fortführen ließen. Dennoch muß man gesiehen,
 „daß sie eben so schön, als selten sind. Die Wän-
 „de sind fest und haben von dem Dampf der bren-
 „nenden Wachslichter eine schwarze glänzende Farbe
 „erhalten.“

(Der Boden der Gegend besteht nicht aus einem lockern Sandsteine u. sondern aus festem Thon mit feinem Sand vermisch, in welchen leicht Gänge zu graben sind, die nicht einfallen. Solche Gänge findet man außer erwähnten Katakomben in mehrern Gegenden des bergigten Ufers am Dnepr.)

„In einer der Abtheilungen befindet sich eine klei-
 „ne Kapelle mit einem Altar; der vordere Theil
 „ist mit einigen glänzenden Säulen geziert, die
 „aus derselben Steinerde, woraus das ganze Ge-
 „bäude besteht, gearbeitet sind. Daß der Volks-
 „glaube übernatürliche Mitwirkung bey diesen Ar-
 „beiten annimmt, ist sehr begreiflich.“



(Schon ist der Kapellen erwähnt worden. Nur muß ich noch bemerken, daß jene Säulen aus Marmor gearbeitet sind, daher sie auch glänzen. Glänzende Säulen aus Sandstein wären wahrlich eine Seltenheit.)

D. Bunge.



Ob die Deutschen in Rußland stumm sind, oder ob der Name Nemez, welchen man ihnen gibt, von Nemü (ein Stummer) herstamme.

(Aus dem Bestie Jewropü, No. 5. 1805.)

Ich weiß nicht, aus welcher Quelle die ausländischen Schriftsteller die Angabe schöpften, daß die Russen das Wort Nemez (ein Deutscher) von Nemoi (stumm) herleiten; gleichsam als hielten sie alle für stumm, die nicht Russisch sprechen. Auch viele Russen sind derselben Meinung. Ueber Levesque wundre ich mich nicht, wenn er in seiner Geschichte sagt: Die ehemaligen Russen hätten die Fremdlinge aller Nationen Nemzü genannt, so wie die Griechen und Römer unter dem Namen Barbaren alle Nicht-Griechen und Nicht-Römer verstanden. In der Folge wäre diese Benennung blos an den Deutschen kleben geblieben. Wir sehen ja wohl, wie rein und unverfälscht uns die Herren Franzosen Nachrichten von Begebenheiten, die vor unsern Augen vorkommen, mittheilen. So ließ, z. B. unlängst der Luftschiffer Garnerin in



die französischen Zeitungen eine Nachricht von dem Ballon einrücken, den er in Paris hatte aufsteigen lassen, und der den Tag darauf, unweit Rom, auf den See Bracciano niederfiel. Dort heißt es: „Der Ex-Bürger Garnerin habe sich schon mit diesem Ballon in Moskwa zu einer Höhe von 4000 Toisen erhoben, daselbst viele physische Beobachtungen angestellt, und sich 35 Werste von Moskwa, auf der ehemaligen Gränze des Russischen Reichs niedergelassen. Von allem diesem ist nur so viel wahr, daß Garnerin aufgestiegen und niedergesunken ist. Alles übrige ist nichts weiter als eine bloße rhetorische Amplification. Doch! zu unserm Gegenstande.

Sicher waren die Deutschen die erste Europäische Nation, die mit den Russen bekannt wurde. Ehe noch Englische Schiffe in Archangel ankamen, empfingen die Russischen Regenten Gesandtschaften von den Römischen Kaisern, und führten Krieg mit den Deutschen Rittern. Nowgorod war in seiner blühenden Epoche im Bündniß mit den Deutschen Hansestädten, und schloß in seine Mauern viele Fremdlinge ein. Dies beweist aber noch nicht, daß die Russen geglaubt hätten, es gebe außer den Deutschen kein Volk mehr auf der Erde. Freylich findet man auch jetzt noch unter dem Pöbel viele, die keinen Unterschied unter den Ausländern machen, und jeden davon ohne weitere Nachfrage einen Nemez (Deutschen) nennen, eben so wie sie jeden Franzosen für geistvoll halten. In dem Gesandtschafts-Memoriale des Truchsesses und Statthalters von Perjäslav, Iwan Iwanowitsch Tschemodanow, von 1656, werden Venezianer, Toskaner und Holländer ohne Unterschied Deutsche Leute genannt. Dagegen

sind, in dem des Truchsesses und Statthalters von Borow Peter Iwanowitsch Potemkin, von Spanien und Frankreich, im Jahr 1667, die Engländer, Spanier und Franzosen bey ihrem rechten Namen genannt. Das rührt natürlicherweise daher, daß der Verfasser des Letztern klüger und gelehrter war als der des Erstern.

Mögen die Freunde etymologischer Wortklauberey immerhin Moskau von Mosoch, Rußland, von Kossejanie (Zerstreuung) oder von russoi (blondhartig) herleiten. Ich meines Theils will die ehrlichen Deutschen nicht beleidigen, und so beredte Wesen, die wenigstens so gut als wir zu plaudern verstehen, der Stummheit beschuldigen. Und sollten in der That die alten Russen diese Ungerechtigkeit begangen haben, um sich dafür zu rächen, daß sie außer der Russischen keine andere Sprache verstanden, so erlaube man zu ihrer Rechtfertigung zu sagen, daß Polen, Böhmen, Ungarn, und andre Völker Sclavonischen Ursprungs, die nämlichen Vorwürfe verdienen. Sie nennen ebenfalls die Deutschen seit langer Zeit Nemzû und folglich sind die Russen nicht die Einzigen, die sie für stumm halten. Gewiß, es ist recht gut, daß Manche die leichte Methode, Wörter nach der Analogie der Aussprache zu erklären, annahmen. Dies ist das bequemste Mittel, historische Streitigkeiten ohne langes Büchernachschlagen oder Vergleichen verschiedener Autoren zu entscheiden. Zum Unglück ist es Mode geworden, alle Untersuchungen, die Fleiß und Nachdenken erfordern, mit dem Namen Pedanterey und Schulstaub zu belegen.

Unter vielen Deutschen Stämmen erwähnen die alten Römischen Schriftsteller der Nemeter, als eines Volks,



das um den Rhein wohnte. Deutschland wurde vor alten Zeiten eben so wie jetzt in verschiedene Bezirke und kleine Völkerschaften eingetheilt. Jeder davon hatte einen besondern Namen. Die benachbarten Völker, die an einen solchen Stamm gränzten, nannten ganz Deutschland nach dessen Namen; zogen sie auch in andre Gegenden, so behielten sie doch diese Benennung bey. Daher kommt es denn, daß die alten Slaven, die einst in der Nachbarschaft der Nemeter wohnten, die ganze Deutsche Nation mit diesem Namen bezeichneten. Diese Gewohnheit erhielt sich bis auf unsere Zeiten bey allen Slavischen Völkerstämmen und denen Nationen, welche die Slavonische Sprache annahmen. Diese auf historische Wahrheit gegründete Meinung über die Etymologie des Wortes Nemez fand ich in Voltins Anmerkungen zu Lecleres Russischer Geschichte.



Die Besorgniß.

Herr von Humboldt, Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern, Band 2 Seite 21, und nach ihm Grapengießler, Versuche den Galvanismus in Krankheiten anzuwenden, Seite 78, reden von einer Genuesischen — soll ich sagen Sitte? Unsitte? Rohheit? oder Huronenwildheit? die als Note zu den Genuesischen Galeeren in den Briefen über Italien an der rechten Stelle ständ. „Die Genueser haben wider den Scheintod ihrer „Galeerenflaven ein untrügliches Erweckungsmittel. Die „Skaven werden nämlich nach dem Tode, ehe man sie ins „Wasser wirft *), mit einem ungeheuern Hammer vor die „Stirne geschlagen **), aus Besorgniß ***) daß Einige

(*) Wenn ein Todter im Meer begraben wird, ist die Grube wohlfeil und bald fertig; auch gräbt sich, so tief sie ist, kein Spaten daran stumps.

(**) So behandelt der Schlächter seine Ochsen, die Betäubung macht das Durchschneiden der Kehle weit bequemer.

(***) Allerzärtlichste, alleryumanste Besorgniß! Du willst und



„sich todt stellen könnten, um nach dem Versinken durch Schwimmen zu entkommen *).“

entwischen? Den Appetit soll der Ochsenhammer dir vertreiben. Aufserwecken soll er dich, oder das Davonschwimmen schwer machen.

(*) Aus dieser so humanen Vorsichtigkeit, aus dieser so feinen Schaulichkeit, läßt sich schließen, der Versuch auf einem so problematischen Wege zu entkommen, müsse doch einige Male schon gewagt worden seyn: und nun urtheile man, wie einer behandelt wurde, der es darauf ankommen ließ, als Scheintodter im Meere sich beerdigen zu lassen, und zwar ohne Sarg, denn im Sarg schwimmt sichs nicht gut. Nun urtheile man, welche Qualen dem Entschluß vorhergehen müßten, lieber den Tod in den Wellen zu suchen, als das Leben auf Genuesischen Galeeren zu erhalten! Und wie macht es denn endlich ein Wagehals, daß man ihn für todt halte? Unbeweglich, mehrere Stunden, daliegen, mag schon schwer genug seyn; aber die natürliche Wärme eines nur theatralisch Todten, wie maschirt er sie? und das mechanische Athmen, wie unterdrückt er es? und die Herren Aeskulape in Genua, wo haben diese studirt? — Wahrlich! — wenn Vorstehendes kein Pasquill ist, so — —



Nachricht des Herausgebers aus dem Karlsbad.

(Den 20 Juny n. St. 1805.)

1) Auf die von den Abonneten an die Verlags-Handlung und an mich gemachten Anfragen wegen der Fortsetzung des Russischen Merkurs von diesem Jahre kann ich nichts Bestimmtes antworten, aber wohl anzeigen, daß wahrscheinlich für 1805 noch zwey Hefte erscheinen und daß meine Reisen der Herausgabe dieser Zeitschrift nicht das geringste Hinderniß in Weg legen.

2) Dem Recensenten des ersten Stückes des Russischen Merkur im Freymüthigen habe ich die Ehre zu antworten, daß ich sein Urtheil las. Weiter Nichts.

3) Herr D. Chladni aus Wittenberg in Sachsen, schon früher durch seine Erfindung des Euphons (eines der Harmonika im Klange ähnlichen Instruments, wo dünne gläserne Stäbe nach der Richtung der Länge mit nassen Fingern gestrichen werden) und durch andere akustische Entdeckungen bekannt, ließ sich gestern hier mit vielem Beyfalle auf dem von ihn erfundenen Clavicylinder hören. Er war eben im Begriff, von Wien, wo dieses Instrument



sowohl bey Hofe, als auch sonst bey Kennern der Tonkunst allen Beyfall fand, wieder auf einige Zeit nach Wittenberg zu reisen, um seine Erfindung einigen von ihm erst vor kurzem gefassten Ideen zu Folge noch mehr zu vervollkommen. Nach einigen Aeußerungen von ihm können wir erwarten, daß er bald nachher eine Reise in die nordischen Gegenden anstellen werde. Er dürfte wohl mit seiner neuen Erfindung nach Petersburg (wo man schon vor 12 Jahren ihn und sein Euphon wohl aufnahm, ja die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften ihn zum Correspondenten ernannte) und nach Moskwa kommen.

Er zeigte auch einige von ihm entdeckte Versuche über die Sichtbarmachung der Schwingungen einer Scheibe, welche er nebst andern akustischen Entdeckungen in verschiedenen Schriften und besonders in seinem zu Leipzig 1802, in 4. erschienenen Werke über die Akustik bekannt machte. Ueber den Werth dieses Werks stimmen die Beurtheilungen in der allgemeinen Literaturzeitung, in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in der musikalischen Zeitung, in der Oberdeutschen und der Salzburgischen Literaturzeitung u. völlig überein. Er handelt darin diesen bisher so sehr vernachlässigten Theil der Physik, von welchem man nur einige wenige fragmentarische Kenntnisse hatte, zuerst vollständig im Zusammenhange ab, und benutzt dabey eben sowohl die Untersuchungen Anderer als er aus eignen Untersuchungen viel Neues hinzufügt.

Manchen Lesern wird es vielleicht auch schon bekannt seyn, daß er in neuerer Zeit zuerst, und zwar früher, als bey Siena, bey Laigle, bey Venares u. s. w. Stein- und Eisenmassen mit einem Feuermeteor herabfielen, in



seiner Schrift: Ueber den Ursprung der von Pal- las entdeckten Eisenmasse 2c. (Leipzig, 1794.) ge- zeigt hat, 1) daß die ältern Erzählungen von solchen Er- eignissen keine Erdichtungen, sondern wirklich beobachtete Naturerscheinungen waren, 2) daß diese Massen nicht von unserer Erde herrühren, sondern von Außen anlangen.

Von den Eigenschaften seines Clavicylinders wird fol- gende von ihm abgefaßte Nachricht, welche in Boigts Ma- gazin für Naturkunde, in Gilberts Annalen der Physik, u. s. w. sich befindet, am besten einen Begriff geben können:

„Die gewöhnlichen Instrumente, welche mit Tasten gespielt werden, wie Pianoforte, Clavier und Flügel, haben die große Unvollkommenheit, daß man die Töne nicht nach Belieben, mit anwachsender oder abnehmender Stärke, fort dauern lassen kann, so wie man dieses auf allen Streich- und Blasinstrumenten in seiner Gewalt hat, welchen aber die Vollstimmigkeit fehlt. Auf der Orgel kann man zwar die Töne, so lange man will, fort dauern lassen, aber nicht jeden Ton mit mehr oder weni- ger Stärke, oder mit einem Anwachsen oder Verschwinden derselben vortragen. Schon seit mehreren Jahren bemühte ich mich also, ein Tastaturinstrument zu erfinden, welches die verlangten Eigenschaften hätte, und sich auch durch Leichtigkeit der Behandlung und des Transports empföhle, und brachte es im Anfange des Jahres 1800 zu Stande, worauf es nach und nach von mir noch immer weiter ver- vollkommt worden ist. Ich gab ihm den Namen Clavi- cylinter, weil eine Tastatur und ein sich umdrehender gläserner Cylinder die wesentlichsten Bestandtheile sind,



dahingegen die übrige Einrichtung auf vielerley Arten verändert werden kann. Uebrigens ist es von der Harmonika sowohl, wie von meinem Euphon, gänzlich verschieden, und gehört auch weder unter die Saiten; noch unter die Blasinstrumente, sondern beruht auf einer ganz neuen Art von Mechanismus, die ich aus guten Gründen jetzt noch nicht bekannt machen kann, aber einmal in der Folge bekannt zu machen gedenke. Außerlich ist es 34 Zoll lang, 21 Zoll breit und 10 Zoll hoch; vorn ist es so abgestumpft, daß es die Gestalt eines kleinen Schreibepultes hat. Wird es geöffnet, so zeigt sich vorn die Tastatur, welche einen Umfang von $4\frac{1}{2}$ Octaven, vom tiefsten C des Claviers bis zum 3 gestrichenen f hat, und hinten der gläserne Cylinder, welcher vermittelst eines Schwungrades und einer mit einem Fußtritt versehenen Kurbel umgedreht wird, und nicht selbst die Töne gibt, sondern vielmehr durch seine Reibung sie hervorbringt. Die Eigenschaften dieses Instruments sind folgende:

Man kann jeden Ton, so lange man will, mit gleichbleibender, oder auch mit anwachsender oder abnehmender Stärke, fortdauern lassen, wobey die Stärke blos von dem mehrern oder mindern Drucke auf die Tasten abhängt.

Es spricht sehr leicht an, so, daß sich auch geschwinde Sätze darauf vortragen lassen, jedoch sind langsamere und besonders gebundene Sätze der Natur des Instruments noch angemessener.

Der Klang ist sehr angenehm, und von dem Klange anderer Instrumente verschieden; soll er ja mit etwas verglichen werden, so möchte er wohl zwischen einer Har-



monika und einem gut gespielten Blasinstrumente ungefähr
in der Mitte stehen.

Es ist unverstimmbar.

Für den kleinen Raum, den es gegenwärtig ein-
nimmt, hat es sowohl in der Höhe als in der Tiefe eine
beträchtliche Stärke; ich habe es bisher nicht größer bauen
wollen, um es in meinem Wagen unter dem Sitze bequem
mitnehmen zu können; man kann es aber beträchtlich ver-
größern, und ihm dadurch in der Folge noch weit mehrere
Stärke geben, so, daß es bey einer hinlänglichen Größe,
in einer nicht allzugroßen Versammlung, wohl wird könn-
en mit gutem Erfolge und mit vieler Ersparung der
Kosten als Orgel gebraucht werden.“

E. F. F. Chladni.

ИСТОРИЧЕСКАЯ
БИБЛИОТЕКА



178









Litterarische Anzeigen	• • • •	Seite 487
Berichtigung	• • • • • •	490
Ob die Deutschen in Rußland stumm sind	• •	496
Die Besorgniß	• • • • • •	500
Nachricht des Herausgebers aus dem Karlsbad	•	502

